Theobald
oder
die Schwärmer.

Eine wahre Geschichte.

von

Heinrich Stilling.

Zweiter Band.

Mittelmaß die beste Straß.

Frankfurt und Leipzig.
1802.

Ich habe zwo Ursachen, die mich veranlassen, ein Paar Zeilen vor der Fortsezung von Theobalds Geschichte vorangehen zu lassen. Es soll weder eine Vorrede, noch Vorbericht noch Erinnerung an den Leser, sondern blos etwas seyn, daß ich doch gern gelesen haben möchte.

Die erste Ursache ist der Rezensent in der allgemeinen Litteratur-Zeitung; dem ich von Grund der Seelen, für seine biedere und recht dem Geist eines vernünftigen Urtheils über eine Sache, angemessene Rezension des ersten Theils meines Theobalds danke; das Ende seiner Beurtheilung, welches die sieben Flämmchen betrift, verzeihe ich ihm gern. Diese Stelle meines Werks zielt auf eine Classe Menschen, die mich besser verstehn, als der Herr Rezensent, und denen ich dadurch einen so lichtvollen und bedeuten-

den Wink gebe, daß er sie von einer gefährlichen Schwärmerey heilen muß, wenn sie nur Augen haben, und sehen wollen. Da nun der rechtschaffene Beurtheiler meines Buchs, so wie ich aus allem sehe, jene Leute und ihr System nicht kennt, so konnten ihm freilich die sieben Flämmchen auffallen, die aber ein Terminus technikus sind, den die Leute, für die der Gedanke hingeworfen ist, sehr wohl verstehen. Verzeihen Sie also, edler Mann! wenn ich Sie ersuche, solche Stellen, deren Bezug Sie nicht wissen, mit Stillschweigen zu übergehen.

Die zweite Ursache ist die Ahndung, es werde viele vorwizige Leser geben, die gern die verstekten Namen meiner angeführten Schwärmer enträzeln möchten; dies wäre aber gerad meiner Absicht zuwider; nicht Personen, sondern Fehler wollte ich zur Schau aufstellen, und man wirds mir nicht übel nehmen, wenn ich jeden derb auf die Finger klopfe, der sich untersteht, den Vorhang vor den Gesichtern wegzuziehen, die ich mit Sorgfalt versteken wollte. Würde aber irgend eins von meinen Originalen vorwizig seyn und hervorgucken, oder mir wohl

gar Vorwürfe machen wollen, so muß ich es seinem Schiksal überlassen, rathe aber wohlmeinend, lieber seinen Schmuz abzuwaschen, damit kein Schleyer mehr nöthig seyn möge. Ich glaube wohlgethan zu haben, wenn ich dem Wanderer die gefährlichen Oerter auf seinem Wege, durch Beyspiele zu zeigen suchte; denn man stürzt oft in den Abgrund, eh man vermögend war, ihn zu sehen.

Das erste Hauptstück.

Theobald und Sannchen waren nun getraut, und also Eheleute; da er nun noch nicht ausstudirt hatte, so mußte er wieder nach Altdorf reisen; die Tante war so liebreich, einer schmerzhaften Trennung der Neuvermählten dadurch vorzubeugen, daß sie sich entschloß, ihre Nichte mit, und nebst Theobalden zu sich ins Haus zu nehmen; das war nun freilich eine ganz neue Art auf die hohe Schule zu reisen, ganz Altdorf schwatzte auf eine Weile kreuz und quer darüber, indessen nach vierzehn Tagen war doch alles vergeben und vergessen, und die ganze Sache schadete dem Ruhm beider junger Eheleute so wenig, daß man im Gegentheil die ganze Handlung durchgehends billigte.

Während der noch übrigen akademischen Zeit unsers Theobalds passirte so wenig merkwürdiges, daß es der Mühe nicht lohnt, ein Wort damit zu verlieren. Kurz! Theobald endigte seine Studien rühmlich, und sezte sich in der berühmten und nahrhaften Stadt Bornhausen, im Fürstenthum Bornfels als Arzt.

Zu Bornhausen wohnten viele fromme brave Leute, besonders auch Pietisten von mancherley Gattung, ob nun gleich Doktor Theobald noch in vielen Stüken mit ihnen harmonirte, so hatte er doch aus vieler Erfahrung, und auch aus richtigen Begriffen, vernünftiger denken und handeln gelernt, er band sich also nicht ganz an ihre Gesinnungen, sondern lebte seiner freyern Ueberzeugung gemäß, das hielten nun jene nicht für gut, sie sahen ihn als einen Mann an, der auf beyden Schultern trägt, weder kalt noch warm ist, den man also ausspeyen muß, keiner von ihnen bediente sich seiner als Arzt, im Gegentheil haßten und verfolgten sie ihn.

Die übrigen weltförmigern Bürger hingegen betrachteten ihn als einen Pietisten, denn sein genauer eingezogener Wandel, und noch andere pietistische Anstriche, gaben ihm gerad das Ansehen eines solchen Mannes, besonders, da er sich modest kleidete, und immer dunkle Farben wählte; diese Menschenklasse bediente sich also seiner auch nicht viel, so daß es also im Anfange seiner Haushaltung knapp mit ihm aussahe, besonders da Sannchen auch immer kränklich war, und dem Hauswesen nicht gehörig vorstehen konnte.

Ich komme da wieder auf den Text, über welchen ich auch bey seines Vaters Vermählung predigte. Vor der Heurath waren Theobald und Sannchen so voller Inbrunst und Eifer, von Gott und göttlichen Dingen zu reden, sie

war so beredt und geschickt, daß nicht nur Theobald, sondern jedermann über sie erstaunte; und er selbst war mit ihr so innig und erweckt, daß selbst der allerstrengste Pietist sie für eifrige Christen halten mußte, jezt war das nun alles vorbey; Theobald nahm sich fest vor, einen ordentlichen Hausgottesdienst zu beobachten, das geschah auch etwa vier Wochen, nun unterbliebs aber allmälig, der Eifer erkaltete, und beyde redeten oft eine ganze Woche nichts vom Christenthum. Oft stellten beyde in der Stille eine Prüfung darüber an: und untersuchten, wo doch wohl der Fehler steken möchte, allein sie konnten ihn nicht auffinden, bis sie Herr Pastor Bosius einmal besuchte, diesem treflichen Manne entdeckten sie ihr Anliegen, und er half ihnen bald aus der Dunkelheit heraus; es wird für viele meiner Leser sehr dienlich seyn, wenn ich einen kurzen Auszug aus der Rede mache, welche der große und würdige Mann damals dem jungen Ehepaar gehalten hat. Es heist unter andern in Theobalds Tagebuch folgender Gestalt:

„Es ist ein großer Unterschied zwischen den Empfindungen und süßen Vorstellungen vom Christenthum, und dem wahren und wesentlichen christlichen Leben. Wenn ein Anfänger zuerst erweckt wird, zuerst Lust bekommt, ein wahrer Christ zu werden, dann liest er erbauliche Sachen, allerhand schöne Lieder und Sprüche aus der Bibel, das alles belebt ihn ganz und begei-

stert ihn so mit hoher Empfindung, daß er mit Freuden tausend Leben für die Religion aufopfern könnte, dies ist aber nichts Wesentliches, sondern im Grunde nur Schwärmerey, die freilich im Anfang nöthig oder doch nüzlich ist, damit das noch unerleuchtete Gemüth etwas habe, das es zur Frömmigkeit anhält; kommt nun bei jungen unverehlichten Gemüthern der Trieb zu heurathen noch dazu, so wird der Enthusiasmus noch grösser, und oft entstehen aus dieser göttlichen und sinnlichen Vermischung der Ideen, abscheuliche Irrthümer. Wenn es nun dem Menschen um seine wahre Vervollkommnung ein rechter Ernst ist, und er sich befleißt, nach dem Vorbild des Erlösers zu wandeln, so fühlet er beständig den Widerstand seiner sinnlichen Natur, die bey obiger Schwärmerey gar nichts litte, sondern im Gegentheil mit genosse; das beständige Bestreben des Geistes, fromm zu leben, drückt also die Sinnlichkeit, daher verliert sich die Freudigkeit, und man wird trocken. Dies trift nun die Neuverehlichten noch härter, denn um so viel höher, als sich ihre Schwärmerey durch ihre Liebe geschwungen hatte, um so viel tiefer sinkt die Seele zurück, wenn auch die Triebe der Natur in der Ehe gesättiget sind; darum vermische ja niemand Fleisch und Geist mit einander, es hat immer die traurigsten Folgen; und dann denke nur niemand, daß die angenehmen Empfindungen in den Betrachtungen über die Gegenstände der Religion wahre Zeichen des Christenthums seyen; solche

Empfindungen hat der Türke und Heide in seiner Religion auch, sondern die wahren und sichern Kennzeichen der Heiligung sind: wenn man nie satt werden kann seinen Nebenmenschen Wohlthaten zu erzeigen; wenn man gern alle seine Kräfte aufopfern möchte, Menschen wahrhaft glücklich zu machen, und wenn man sich prüft, warum man denn das alles so gerne möchte, und man findet dann unaussprechlich tief in der Seelen die Wahrheit eingegraben: Darum möchte ich gern alle Menschen glücklich machen, um meinem lieben himmlischen Vater, und meinem theuren Erlöser ähnlich zu werden, um ihm zu gefallen, um so vollkommen zu werden, wie Er ist, u. s. w. Auch der Freygeist thut seinen Mitmenschen Gutes, aber warum? — blos aus Wollust, weils dem guten Herzen wohl thut, wenns andre freudig sieht, und besonders, wenn man Ursache an der Freude ist; diese Wohlthätigkeit ist wohl gut, aber weil sie eigne nnd nicht Gottes Ehre bezielt, wozu doch alles abzwecken soll, so hat sie wenig verdienstliches, besonders auch, da sie sehr selten in geheim, und noch vielweniger den Feinden Gutes, und wahrhaft Gutes thut u. s. w."

Ich muß die Predigt des Herrn Bosius abbrechen, um nicht zu weitläufig zu werden; es kam mit Theobald und seiner lieben Gattin darauf an, daß sie praktisch ausführten, wovon sie so lange geschwazt hatten, und ich muß gestehen,

daß sie auch wirklich so viele Mühe anwendeten, als sie konnten, um ihrer Erkenntniß getreu zu seyn, aber im Ehestand und in einer ordentlichen Haushaltung ist diese Ausführung warlich schwerer, als sich mancher christlicher Schwäzer einbildet.

So viele Mühe auch Theobald angewendet hatte, gründlich die Medizin zu studiren, so verursachte doch sein Hang zum Wunderbaren, daß er vieles versäumt hatte; er traute der Mitwirkung Gottes, und seinem Gebet für die Kranken so vieles zu, daß er glaubte, ein Trünklein Wasser oder sonst ein einfaches gemeines Mittel, sey in der Hand eines frommen Arztes zur Heilung eines Kranken hinlänglich; er bedachte aber nicht, daß dem Arzt noch genug zu beten übrig bliebe, wenn er auch die wirksamsten Mittel mit der vernünftigsten Methode verbände. Und dann erwartete er auch zu sehr eine unmittelbare Erleuchtung von Gott in seinem Beruf, und er hielt ein allzugrosses Anstrengen des Verstandes, in Erforschung der Geheimnisse der Natur für einen Eingrif in die Rechte Gottes; ob ich gleich doch auch gestehen muß, daß ihm sein glückliches Genie, bey geringerer Verwendung als ein anderer, ziemlich gute Kenntnisse verschaft hatte. Kurz! Doktor Theobald that unter den Armen ausserordentlich viele und wichtige Curen, bey Vornehmen und Reichen haperte es aber gemeiniglich; daher kams denn auch, daß er sehr wenig Geld ver-

diente, und also beständig bey seinen Eltern und Schwiegereltern um Unterstüzung anhalten mußte; dis zog ihm dann natürlicher Weise vielen Verdruß zu, so daß er nach und nach in Schulden gerieth; mithin durchgehends für einen Schuldenmacher und schlechten Haushälter passirte, ob er gleich, sowohl an Kleidern, als an seinem Tisch, kaum die seinem Stand und Beruf zukommende Nothdurft hatte.

Die vielerley Schiksale von Theobalds Beruf, so auch seine beständigen Trübsale in seiner häuslichen Verfassung, verspare ich zu einem andern Zwek, und verfolge meinen jezigen.

Die Berlenburger pietistische Gemeinde erkaltete indessen allmälig; Dippel, Tuchtfeld, Haug, und der Graf selber sturben; Hochmann war vorher schon lange tod; mithin kam alles allmälig wieder in den alten Schlummer; nur daß hier und da einzelne gute Seelen, denen es von Anfang an, ein wahrer Ernst um ihre Vervollkommnung gewesen, und die nun durch allerhand Sichtungen der Schwärmerey das einzig Nöthige wie ein Brand aus dem Feuer errettet hatten, zum wahren Salz der Erden übrig blieben.

Nun trat aber ein neuer Held auf, der in seinem Wirkungskrais eine grosse Rolle gespielt hat, und wobei unser Theobald nicht wenig interessirt wird. *)

*) Leser! die Geschichte, welche ich hier erzählen wer-

Etliche Stunden von Bornhausen auf einem einsamen Dörfgen, das ich nothwendig Jerusalem heissen muß, wohnte ein ehrlicher Bauer, Namens Koller; dieser hatte zween Söhne, wovon der älteste, Bernd, Bauer wurde, und auf dem Gute blieb; der andre aber, nemlich Ernst, kam zu Theobalds Zeiten nach Bornhausen, und arbeitete daselbst auf seinem Handwerk; er war ein feiner ansehnlicher Mann, hatte schöne Kenntnisse in der Religion, dabey aber einen ungemeinen Hang zum Wunderbaren und zur Schwärmerey; daher las er in der Bibel, ausser der Offenbarung Johannis, wenig, diese aber konnte er fast auswendig; dann bestand seine ganze kleine Büchersammlung aus lauter Schriften von Böhms, Pordage und Leade'ns Gattung, auch die Berlenburger Bibel besaß er ganz, nebst der geistlichen Fama u. dgl., in seinem Leben und Wandel war er ein recht sittsamer ordentlicher junger Mann, der bey jedermann beliebt war.

Nun wohnte eine reiche Kaufmannswittwe zu Bornhausen, die nannte sich Waltershausen, diese ließ wollene Tücher fabriziren, die sie dann auf die Messen schikte; Ernst Koller arbeitete auch für sie, als Geselle, denn er war noch ledigen Stan-

de, ist in ihrem ganzen Umfange wahr, ich fürchtete mich der Sünde, so etwas zu erdichten, ich hab aber Namen und Wahrheit, aus wichtigen Ursachen so sehr verstekt, als ich konnte.

des, zu der Zeit etwa 28 Jahre alt; die Frau Waltershausen aber mochte 45 Jahr alt seyn, ihr Mann war schon eine geraume Zeit todt, und sie hatte zween Söhne, deren der eine, Peter, 18, und der andre, Ludwig, 16 Jahr alt war.

Ernst Koller fand, daß es die Frau Waltershausen gern hörte, wenn er auf seine Art von der Religion schwazte, denn er sprach so siedwarm von dem tausendjährigen Reich, von der Nähe desselben, von seiner innern Beschaffenheit und Glückseligkeit, daß die gute Frau Waltershausen steif entzükt saß, Mund, Nase und Augen aufgesperrt hielt, und erst spät wieder zu sich selber kam; Ernst hielt diese Theilnehmung seiner Gebieterin für wahre Gottesfurcht, er wagte es also, sich ihr als Freund zu nähern, in ihren häuslichen Angelegenheiten zu rathen, und sich ihrer Sachen so ziemlich vertraulich anzunehmen; der Frau Waltershausen war das gar recht, denn auch hier schlich sich leider! leider! abermal die fleischliche Liebe unter dem Dekmantel der Religion und Frömmigkeit ein. Ernst Koller ergrif diese Liebe mit beyden Händen; ob er sie auch geliebt habe, und in wie fern Reichthum und Stand Antheil an seiner Wahl hatten, das entscheide ich nicht, der grosse Tag wirds klar machen.

Ernst heurathete also die Frau Waltershausen, und wurde nun ein reicher ansehnlicher Kaufmann; dazu schikte er sich auch vortreflich, denn er verstund seine Fabrike aus dem Grunde, er konnte

lesen und schreiben, war dabei ein grosses Kraftgenie, wie meine Leser aus der folgenden ganzen Geschichte leicht werden schliessen können, und begrif also die Handlungswissenschaft gar bald; mit einem Wort, hätte sich nun Koller einer wahren thätigen Gottesfurcht beflissen, wär er blos seinem Beruf getreu blieben, und hätte er durch seine so sehr nüzliche Fabrike den armen Leuten in seiner Gegend Brod gegeben; o welch ein frommer und getreuer Knecht würde er dann geworden seyn! allein sein Geist nahm in seinem Lauf eine ganz andere Richtung.

Als er mit seiner Frauen etliche Jahre in einer friedsamen und vergnügten Ehe, aber ohne Kinder, gelebt hatte, so bekam eine Nachbarin, die Tochter eines Schlachters, welcher dem Herrn Koller das Fleisch in die Haushaltung lieferte, Namens Philippine Zartin, ein vortrefliches schönes und höchst schwärmerisches Mädchen, Eingang in Kollers Haus; sie brachte von Zeit zu Zeit Fleisch dahin, bald traf sie den Herrn Koller im Lesen, bald im Reden, und zwar von seiner Lieblingsmaterie, an; dadurch wurde das arme Kind mit in den Wirbel gezogen; sie fieng auch an die Propheten des alten Testaments und die Offenbarung Johannis, aber mit einer Begeisterung und mit einem Enthusiasmus zu lesen, der vielleicht in der Geschichte kein Beyspiel mehr hat. Koller

merkte das, und hielt es für gut, er ermahnte sie also treu zu seyn, fromm zu wandeln, und in Gottes Wort so viel zu lesen, als sie nur Zeit hätte, zugleich lehnte er ihr Bücher, die im Stand waren, ihren Kopf immer wärmer, immer heissser zu machen.

Um diese Zeit kam Doktor Theobald nach Bornhausen; so wie er allmälig bekannt wurde, so entdekte er auch bald den Herrn Ernst Koller und seine Denkungsart; so sehr er auch bisher durch allerhand Schiksale, wie meine Leser aus dem Vorhergehenden wissen, gewizigt worden, so lag doch noch immer ein Keim der Schwärmerey tief in ihm verborgen; als er daher die tiefen mystischen und prophetischen Kenntnisse des Kollers entdekte, und zugleich seine höchst wahrscheinlichen und passenden Erklärungen der Apokalypse hörte, so wurde er nach und nach, binnen etlichen Jahren, wiederum in dis neue Gewirre eingeflochten, ob er gleich von andern mystischen und schwärmerischen Krankheiten ziemlich geheilt war; Kollers System des tausendjährigen Reichs kam ihm als eine sehr angenehme Nebensache vor, die ihn in seinem praktischen Christenleben weder hinderte, noch sonderlich beförderte; er behandelte die Sache wie ein Steckenpferd, auf welchem man zuweilen in müssigen Stunden reitet, und doch wurde es ihm allmälig wieder Ernst, denn die immerwährende Beschäftigung mit solchen Vorstellungen, nahm seine Seele immer mehr und mehr ein, und er

wurde ein ärgerer, wiewohl vorsichtigerer und stillerer Schwärmer, als je.

Nachdem das Feuer etliche Jahre in der Asche geglommen, und sich intensive im höchsten Grad verstärkt hatte, so brach es auf einmal in voller Kraft aus: Koller hatte sich nach und nach eine Gesellschaft von Freunden und Freundinnen gesammelt, die ihn für einen heiligen Mann und für ihren Lehrer hielten, und zuweilen in seinem Hause zusammen kamen; unter diesen befanden sich auch Theobald, seine Gattin, und die Jungfer Zartin, welche aber wegen ihrer ausseordentlichen Erkenntniß und Wärme für die Sache, vor allen den Vorzug hatte.

Im Anfang der dreyßiger Jahren, wo ich nicht irre, saß die ganze Gesellschaft an einem Abend in Kollers Hause. Theobald, Sannchen und die Zartin waren auch da; jezt war das Wehen des Geistes der Schwärmerey stärker als je, jeder war trunken von Wonne und süssem Gefühl, alle umarten sich, und schwuren sich ewige Bruderliebe; auf einmal verwandelte sich das Angesicht der Zartin in ein englisches Gesicht, sie kam ausser sich, und fieng an erstaunliche Dinge zu sprechen; sie weissagte die Nähe der ersten Auferstehung, und des tausendjährigen Reichs, und noch viel andere wichtigere Dinge mehr, und das alles mit einer so unbeschreiblichen Würde und Anstand, daß alle Anwesende zu Boden sunken,

auf die Knie und aufs Angesicht fielen, beteten, weinten und staunten; jeder war gewiß, daß die Zartin eine Prophetin, und das was sie sagte, Gottes Wort sey. Theobald war selbst ganz überzeugt; wenn doch jezt Bosius hier wäre! sagte er zu Sannchen, sie antwortete, ich habe seinen Vernünfteleyen nie recht glauben können. Von dem Augenblicke an wurde alles eingerissen, was der brave Mann je in ihren Seelen gebaut hatte, und sie waren beyde wiederum der festen Meinung, daß auch Gott ehemals durch Sannchen geredet habe.

Die sonderbare Erscheinung mit der Zartin trug das Gerücht wie ein Lauffeuer durch ganz Bornhausen; viele der dortigen Pietisten, und sonst auch andere gute Leute, fiengen an aufmerksam auf die Sache zu werden, sie besuchten Kollers Versammlungen, hörten die Zartin weissagen, denn von nun an geschah dis in jeder Versammlung; und viele von ihnen traten zu dieser neuen Sekte über, so daß binnen Jahresfrist bey fünfzig Haushaltung dazu gehörten.

Diesen großen Zuwachs beförderte insonderheit der beste, gelehrteste und weiseste reformirte Prediger zu Bornhausen, der Herr Darius; diesen trieb vielleicht Neugierde, vielleicht Amtspflicht, vielleicht auch beydes zusammen, einsmals in Kollers Versammlung; nun redete die Zartin gerad diesen Abend mit einer solchen Kraft und

Weisheit, daß Herr Darius sie in dem Augenblicke für eine Prophetin erklärte, und sich der Sekte beygesellte; er fieng nun selbst an über die Offenbarung Johannis zu predigen, und alles nach dem System des Kollers und der Zartin auszulegen.

Bis dahin ging alles gut, aber nun fieng Satan an, das wohlgeschmükte, und für ihn ausgeräumte Haus zu beziehen: die Frau Kollerin war bisher eine getreue Anhängerin ihres Mannes gewesen, nun aber da die Zartin auftrat, besonders da ihr junger Mann das bildschöne Mädchen liebkosete, sie immer über alles erhob, auch die Zartin mehr als liebreich gegen ihren Mann war, so fieng die schwärzeste Eifersucht an, in dem Herzen der alten Frau zu wüten, sie erklärte die sogenannte Gottessprachen der Zartin für Betrügerey, und sträubte sich mit aller Gewalt gegen die Versammlungen, sie bedrohte ihren Mann, kurz sie protestirte gegen alles, aber es half nichts, besonders da ihre beyden Söhne dem System ihres Stiefvaters aufs treulichste anhiengen.

Nun bestimmte sich der Geist der Schwärmerey näher; die Zartin fieng nun an von sich selbst zu zeugen, sie sey das Weib mit der Sonnen bekleidet, sie werde dereinst den männlichen Sohn gebären, der die Helden mit der eisernen Ruthe

weiden sollte, ihr Sohn werde der König des tausendjährigen Reichs werden, sie sey aus dem Stamm und Geschlecht Davids, Herr Koller auch; sie und Herr Koller seyen auch die zween Zeugen, und was dergleichen ungeheure Dinge mehr waren; — Was meint ihr wohl; liebe Leser! werden das wohl vernünftige Leute geglaubt haben? — Gewiß! Pastor Darius und Theobald glaubten es steif und fest, geschweige der übrige ungelehrte Haufe; diß laß ich nun noch hingehen, aber daß die Zartin bald darauf die alte ehrliche Frau Kollerin für die babylonische Hure erklärte, daß das jedermann glaubte, daß man sie nun oben im Hause einsperrte und abscheulich mißhandelte, daß ihre beyden leiblichen Söhne zu ihr gehen, und sie zum Pful, der mit Feuer und Schwefel brennet, verfluchen mußten, daß das alle glaubten, alle billigten, das ist entsetzlich und unbegreiflich. Indessen ists doch geschehen, und wahr; die Kollerin wurde endlich verrückt, und lebte nicht lange mehr; den Verdacht wegen ihrem Tode überlasse ich dem Herzen- und Nierenprüfer. Darius hielt ihr die Leichenrede über den Text: Auf daß der Herr Zebaoth erhöhet werde im Recht.

Mein Herz nöthiget mich, hier eine Zwischenerinnerung zu machen. Diejenige Gattung meiner Leser, welche gern alles, was nur immer Religion heist, für Schwärmerey erklären, und

jeden Rechtschaffenen, der der Religion Jesu vernünftig anhängt, einen Pietisten nennen, warne ich, bey dieser schreklichen Geschichte, die im Verfolg immer schlimmer wird nicht zu lachen, nicht zu frohlocken, und wie sie gewohnt sind, nicht das Kind mit dem Bade zum Fenster hinaus zu werfen. Wiche diese Sekte zu weit zur Rechten ab, so weicht Ihr eben so sehr zur Linken, und glaubt nur nicht, daß euer Looß erträglicher seyn werde; die grosse Classe derer, die ihr Pietisten nennt, enthalten doch bey allem dem noch immer die edelsten, die besten Menschen; widersprecht mir nicht, sondern forscht erst gründlich und unpartheyisch, und wenn ihrs nicht so findet, dann heist mich partheyisch, oder einen Betrüger, oder wie ihr wollt. Ich kann euch vor dem Allgegenwärtigen bezeugen, daß die wenigsten, die ihr Pietisten nennt, Heuchler sind, wie ihr euch gern überreden mögt, sondern die mehresten sind Menschen, denen es um ihre Vervollkommnung ein wahrer Ernst ist.

Die andere Classe meiner Leser mag wohl selbst aus Pietisten bestehen, auch mit diesen hab ich ein Wort zu reden: diese Leute werden glauben, ich trete der Religion und einer ehrwürdigen Classe Menschen zu nahe, indem ich den Schwärmern so viele Fehler aufdecke: hier irren die lieben guten Leute gewiß; nichts ist verderblicher, als wenn man unter dem Schein der Heiligkeit Greuel

treibt, die Welt schreibt sie allen den wahren Christen auf ihre Rechnung, dadurch wird dann die allerheiligste Religion, welcher ich hier in diesen gefährlichen Zeiten eine Apologie schreibe, verächtlich und stinkend; man erinnere sich nur an jene Kundschafter, welche Moses ins gelobte Land schickte, und an das große Unglück, welches sie über das Volk Israel brachten; eben so sind die Schwärmer anzusehen, die ich in diesem Werk schildere.

Jetzt wo man sehr nach Wahrheit forscht und geizt, und überall zweifelt, jetzt muß durchaus alles Falsche vom Christenthum geschieden, und die Religion in ihrem wahren Licht dargestellt werden, damit man nicht Unkraut für Waizen halte, alles ausreute und wegwerfe.

Doch ich kehre wieder zu meiner Geschichte. Nach der Frau Kollerin Tode heurathete Koller die Zartin; nach der Meinung dieses Haufens von Schwärmern war nun die babylonische Hure gerichtet, und nichts stund dem Anbruch des herrlichen Reichs mehr im Wege. Es wurden auch Mißionarien ausgeschickt, welche diese wichtigen Neuigkeiten evangelisiren mußten; nun war ein großer Theil Menschen auf diese Dinge vorbereitet, wie meine Leser aus dem vorhergehenden wissen; die Sache wurde so plausibel vorgestellt, daß der Beyfall durch ganz Teutschland, in Holland,

England und den nordischen Reichen ausserordentlich war; es kamen Geschenke von großen Geldsummen an Herrn Koller an, die er zum besten Gebrauch verwenden sollte; alles wartete nur noch auf die Offenbarung des Neuen Jerusalems, wohin sich eine große Menge zu ziehen rüstete.

Als Koller diese Wirkung seiner Lehre sahe, so faßte er den Vorsaz, seinen großen Plan auszuführen; die Weissagungen seiner nunmehrigen Frau wurden zweckmäßiger und bestimmter, und er fieng nun an in Geheim zu wirken; der Herzog von Y... war Landesherr und katholisch, der König von X... aber Schuzherr der protestantischen Unterthanen. An beyden Höfen suchte er vorerst die dirigirenden Minister zu gewinnen, dazu mochte er wohl einen Theil der grossen geschenkten Geldsummen verwenden; am herzoglichen Hofe durfte er mit Religionsneuerungen nicht angestochen kommen, da gab er vielmehr vor, er sey Willens eine neue Stadt, und in derselben schöne Fabriken anzulegen; am königlichen Hofe aber, wo er auch dieses vorschüzte, setzte er noch hinzu, daß er auch Willens sey, in dieser neuen Stadt eine Probe mit einer aufgeklärtern und bessern Religion zu machen; diß blieb aber gleichsam nur bey dem Minister in Petto, als welcher Kollers System gewogen war; wäre es der Monarch gewahr geworden, so hätte Ers gewiß nicht geduldet.

Als nun alles aufs beste und geheimste eingeleitet war, so verkündigte die Frau Kollerin sehr feyerlich, Bornhausen werde in dreißig Tagen untergehen; denn diese Stadt wurde nun auch zum großen Babylon, der Mutter aller Hurerey und Unreinigkeit gemacht. Dis sezte alles in Furcht und Schrecken; viele Anhänger des Kollers machten sich reisefertig, denn die Prophetin hatte gesagt: Geht aus von ihr mein Volk, auf daß ihr nicht theilhaftig werdet ihrer Strafe. Am bestimmten Tage machte sich eine Menge Menschen aus der Stadt, aber es geschah nichts; die Kollerin half sich bald, denn sie sagte, es gehe Bornhausen wie der Stadt Ninive zu Jonas Zeiten, denn Gott habe sie wegen ihrer Busse verschont.

Die Kollerin hatte auch wirklich ein Knäbchen geboren, das war nun der neue Meßias selbst, es ist nicht zu sagen, welche Abgötterey man mit dem Kinde getrieben hat; allein es lebte nicht lange, und als jedermann darüber stutzte, so hieß es: und das Kind wurde entrükt zu Gott uud seinem Stuhl.

Ungeachtet Bornhausen nicht untergieng, sondern vielmehr im Segen fortblühte, so wurden doch Kollers Anhänger des Wohnens in Babylon müde, und die Anlage des neuen

Jerusalems wurde in Geheim mit allem Ernst getrieben; Koller wählte sich seinen Geburtsort, das Dorf dazu, welches ich oben in dieser Rücksicht schon Jerusalem genannt habe. Dieser einsame Ort liegt in einem flachen erhabenen Thälchen, er ist mit Waldungen, Wiesen und Bächen umgeben, und überhaupt in allem Betracht ein angenehmer Aufenthalt.

Koller baute sich hier ein ein schönes Haus, und in kurzer Zeit folgten mehr als dreyßig reiche Kaufleute, die seine Anhänger waren, seinem Beyspiel. Nun fieng der Lerm erst recht an, das neue Jerusalem war im Entstehen, alles merkte auf, Leute von allerhand Gattung zogen dahin; und hätte Koller etwas mehr den Wolf ins Schaffell hüllen können, so möchte wohl die ganze Sache noch mehr ins Grosse gegangen seyn; allein er ließ zu früh die Klauen hervorgucken; doch dauerte der Auswachs etliche Jahre, so daß doch ein hübsches mittelmäßiges Städtchen daraus wurde.

Durch die Kanäle, welche Koller so meisterhaft zu eröfnen gewußt hatte, erhielt er nun den Karakter als königl. X... scher Geheimder Rath, und das vollkommen freye Religions = Exercitium für seine neue Stadt; er erhielt zugleich die städtischen Privilegien, vermöge welcher sie der Landesherr nicht nur zu einer Stadt erhob, sondern

ihr auch eine Quelle zu öffentlichen Einkünften anwieß, es wurde also ein ordentlicher Magistrat angestellt und ein Rathhaus gebaut. Man baute auch eine hölzerne Kirche, berief den Prediger Darius zum ersten Pfarrer, und den guten Doktor Theobald mit einigem Gehalt zum ordentlichen Arzt und Stadtphysikus; beyde kamen auch mit herzlicher Freude; dis wird man mir leicht glauben, wenn man bedenkt, daß sie beyde fest überzeugt waren, der Ort, wo sie hinzögen, sey das wahre neue Jerusalem.

Nun muß ich doch auch mit wenigen Worten erzählen, wie Koller in seinem neuen Jerusalem haushielt: er wurde von allen seinen Anhängern für einen wahren Repräsentanten der Gottheit angesehen, man hielt ihn für eine göttliche und gewissermaßen anbetungswürdige Person; eben diese Ehre widerfuhr auch seiner Frau, welche in einem fürstlichen Schmuck in einer Sänfte in die Kirche getragen wurde, wo ein erhabener mit carmosin-rothem Sammet überzogener und mit goldenen Tressen ausgeschlagener Thron stand, auf welchem beyde Fürstenhäupter des neuen Jerusalems saßen; vor dem Thron her, aber so niedrig, daß die Köpfe unter die Füße zu stehen kamen, war der Stuhl des Magistrats. Zur Linken des Throns stand die Kanzel.

Ich habe das alles mit meinen eigenen Augen gesehen, und bezeuge, daß alles wahr ist.

Man kann leicht denken, daß kein Monarch in der Welt so vollkommen souverän war, als Herr Koller, der Magistrat that nicht das Geringste ohne ihn, ich wollte es ihm aber auch nicht gerathen haben; eben so abhängig war der Pfarrer mit seinem Consistorium, und alle waren es gern, weil jeder Kollers hohen Werth vollkommen anerkannte. Wer einmal so weit gekommen ist, daß er Herr über Herz und Gewissen ist, der ist mehr Despote als je ein Morgenländer, und wenn er will, auch mehr Tyrann.

Jeden Text zu jeder Predigt mußte der Pfarrer von Koller fordern, denn der mußte wissen, was seinem Volk am dienlichsten war. Jeder Name, der einem neugebornen Kinde gegeben wurde, mußte von der Kollerin gegeben werden, denn sie war eigentlich noch immer das heilige Orakel, das auch Koller selber fragte, wiewohl ich fest glaube, daß ers doch zuweilen heslich bestochen, und wie eine wächserne Nase gedreht habe. Wie es kam, daß Pastor Darius noch immer so blind war, weiß ich nicht; denn wenn man die Frau Kollerin fragte, wie das Kind heissen sollte, so gab sie immer biblische Namen, da sie nun keine Sprache verstunde, so gab sie oft den Casum unrecht an, sie sagte oft Onesimo anstatt Onesimus, dann Rufum anstatt Rufus u. s. w. weil sie die Worte in den Episteln so fand. Hätte nun der Herr Pfarrer Darius

den Betrug nicht merken sollen? denn er konnte doch wohl denken, daß der heilige Geist die Sprache verstünde; allein sie waren alle in kräftige Irrthümer dahin gegeben.

Meine Leser werden sich sehr wundern, wie es komme, daß Herr Pastor Bosius zu dem allen so still geschwiegen habe; nein! er hatte nicht geschwiegen, allein alle seine Ermahnungen waren vergebens gewesen, und eben so der väterliche Rath des Blonds, beyde hatten den Theobald und sein Sannchen ernstlich ermahnet, sich mit den Kollerianern nicht einzulassen, allein es half jezt alles nichts, daher schwiegen nun beyde still, und dachten, wer nicht hören will, der muß fühlen, dazu kam es auch bald, und zwar auf eine fürchterliche Weise.

Das zweyte Hauptstück.

So klein auch die Gemeinde im neuen Jerusalem war, so wurden doch noch zween Prediger zu dem Darius berufen; beyde waren Kollers Freunde, und hatten sein System angenommen. Der eine war ein guter Mann, er hieß Dachs, der andere aber war der abgefeimteste Bube, den je die Sonne beschienen hat; das

darf ich sagen, die Geschichte wird diesen Ausdruck rechtfertigen; ich will diesen Satan nur Schleicher nennen, um seinen wahren Namen zu verstecken, ich hab ihn selber noch persönlich gekannt.

Bis daher war alles gut gegangen. Die Stadt hatte noch immer zugenommen, und von allen Seiten her waren wichtige Geldsummen dahin spendirt worden, so daß Koller alle seine Anstalten recht wohl bestreiten konnte; auch die Fabriken und Handlung fiengen ziemlich an zu blühen; doch begonnten vernünftige Leute schon zu zweifeln, denn Koller verstund nicht recht seinen Karakter zu behaupten, er lebte täglich in Saus und Schmaus, und zog sich einen dicken fetten Körper. Die starken fetten Weine machten sein Gesicht braun und finnigt, so daß er durchaus nicht das Ansehen eines heiligen Mannes hatte, wenigstens nicht nach der Idee der Pietisten, welche nicht ohne Grund die Nüchternheit und Mäßigkeit, für einen vorstechenden Karakterzug des Christen halten; zudem hatte er auch das Feyerliche eines frommen Schwärmers nicht, und endlich verstand er doch bey dem allem nicht genug, den Heuchler zu spielen, denn wenn er zuweilen hitzig wurde, so tyrannisirte er tüchtig. Seine Frau verstund es besser, wenigstens war sie noch immer eine frömmere Betrügerin als er, daher erhielt sie sich immer noch in grössern Ansehen.

Um die Liebe der ersten Christen nachzuäffen, wurden von Anfang an Liebesmahle gehalten, wo Koller und seine Frau, und die vornehmsten von der Sekte sich allemal einfanden; bis daher waren diese Schmausereyen wohl manchem zur Last gefallen, allein es war doch noch immer ohne Aergerniß abgegangen, endlich aber wurde das Maaß voll, der Herr Pfarrer Schleicher verdarb alles; denn dieser war im höchsten Grad scheinheilig, im vertrauten Zirkel aber, und besonders wenn er sich etwas betrunken hatte, ein abscheulicher Bursche; er fieng an Ceremonien bey den Liebesmahlen einzuführen, die aber immer etwas Lächerliches und Entehrendes hatten; Koller hatte zwo Töchter gezeugt, welche die zwey Oelkinder genannt wurden, diese verehrte man im höchsten Grade; um nun Schleichers greuliche Ceremonien nur durch zwey Beyspiele zu schildern, so mag es meinen Lesern genug seyn, wenn ich sage, daß Schleicher den Urin dieser Kinder auffangen, und bey den Liebesmahlen zum Desert-Wein herumgehen ließ. Zeugen kann ich aufstellen, welche aussagen werden, daß man ihn aus Spitzgläsern mit größtem Appetit getrunken habe. Dann ließ er auch zuweilen einen Kinderbrey kochen, und von Kollers Töchtern allen Gästen denselbeu ums Maul schmieren; es mußte sich nemlich einer nach dem andern auf einen Stuhl setzen, dann wurde ihm eine Serviette vorgesteckt, die beiden Mädgen

seiften ihn dann ordentlich ein, so als wenn man jemand den Bart scheren will. Bezeugte nun irgend jemand seine Befremdung darüber, so sagte Schleicher mit einer heiligen Miene: unter solchen Kindereyen stecken große Geheimnisse.

Nun das glaub ich gar gern, aber was für Geheimnisse?

Sogar mit den ehrwürdigsten Handlungen der Religion trieb Schleicher Spöttereyen. Z. B. er stellte sich mit den Füssen mitten auf den Tisch, nahm ein Brodt in die Hand, brach dicke Stücke ab, schmiß sie jedem der Gäste ins Maul, und sagte: so feyert man im neuen Jerusalem des Herren Nachtmal. Doch ich ziehe einen Vorhang über solche Greuel, denn dis ist genug zum Beweis, wie sehr Jehovah über die eifere, die von der Wahrheit auf eine solche greuliche Art abweichen; denn Er straft sie mit Schwächung ihres Verstandes, und macht ihnen die Rückkehr zu seinem heiligen Berge unmöglich.

Als nun Schleicher solche Narrheiten anfieng, Koller und seine Frau aber nicht gescheit genug waren, diesen Greueln Einhalt zu thun, so bekam die ganze Sache einen Stoß; vielen giengen die Augen auf. Pastor Darius und Doktor Theobald waren die ersten, welche das Geheimniß der Bosheit einsahen; viele Bürger

und Kaufleute gesellten sich heimlich zu ihnen, und so gabs ein geheimes Gemurmel, welches aber durch ganz Europa drung, so weit sich Anhänger fanden, damit hörte also das Geldschicken größtentheils und aller Kredit auf.

Nach und nach fanden sich Leute, die wieder wegzogen und wegziehen wollten, allein das bekam ihnen übel, denn man hielt ihnen das Ihrige zurück, weigerte ihnen die Kirchenzeugnisse, und beschuldigte sie grosser Laster, so daß die mehresten arm, verachtet und unglücklich wurden; dadurch ließen sich dann die übrigen abschrecken und blieben da, aber niemand zog doch mehr dahin, und das neue Jerusalem blieb also ein sehr kleines Städtchen.

Nach diesen vorläufigen Nachrichten gehe ich nun zu einem Theil dieser Geschichte über, der meinen Lesern Mark und Bein durchdringen wird. Pastor Darius war ein armer betrogener Mann, Doktor Theobald auch, aber sie waren doch selbst keine Betrüger, nun trug es sich zu, daß Theobald und Sannchen an einem heitern Nachmittag spazieren giengen, beyde waren sehr tiefsinnig und nachdenkend, sie wandelten Hand in Hand übers Feld hin, und redeten nichts, denn ihre Verwirrungen schwebten wie Gewitterwolken vor ihrer Seele, und nur ein Bosius fehlte, um das elektrische Feuer wie Blitze auf ihre Herzen hinzuschleudern.

Endlich kamen sie an ein dunkles Gebüsche; hier hörten sie etwas rauschen, sie stutzten und warteten, was sich nähern würde, und siehe, es war Herr Darius, er hatte seine Augen roth geweint, und vielleicht recht ernstlich vor Gott gebetet. Theobalden schlug das Herz, denn er fühlte, daß es mit Darius sympathisirte; ihm traten auch die Thränen häufig in die Augen, und mit Stammeln sagte er: Ach Herr Pastor! wo ist es mit uns hingekommen? — hier fielen sie sich um den Hals, und seelzagend sagte Darius: Ja wohl! — Nach einer Weile ermannten sie sich wieder, und spazierten in den Wald hinein. Das Gespräch, welches sie hier führten, will ich aus Theobalds Tagebuch mittheilen.

Theobald. Ich fange seit einiger Zeit an zu merken, daß Koller ein Betrüger, und seine Frau eine falsche Prophetin ist.

Darius: Ich merke es auch sehr wohl, und ich bin daher in der größten Verlegenheit, was ich thun soll; freilich muß ich nun Amt und Brod aufopfern, das fühl ich wohl, ich muß mein ganzes zeitliches Glück dran geben, um das ewige zu erhalten, allein das kostet mich doch blutigen Schweiß, und ist eher gesagt als gethan.

Theobald: Und doch ists nöthig, und zwar unverzüglich; wir müssen eilen aus diesem

Sodom, um unsre Seelen zu retten, damit wir nicht noch Leib und Seel verderben.

Darius: Großer Gott! wie hab ich doch so blind seyn können? — wie wars doch möglich, von dem so geraden und einfältigen schlichten evangelischen Wege der Wahrheit abzuweichen?

Theobald; Bey Ihnen ist das noch lange ein so großes Wunder nicht, als bey mir, ich bin von Jugend auf durch so viele Warnungen für der Schwärmerey geführt worden, und habe mich doch wiederum verführen lassen; mich sorgt, es wird mir jetzt schwer werden, wider den Stachel zu lecken.

Sannchen weinte laut und sagte: auch ich fühl das; mir ists seit einem Jahre gerad so, als wenn ich eine große Reise vorhätte, und nirgends mehr zu Hause wäre, mir ists so heimwehartig, und ich weiß doch nicht wohin, und dann kommts mir auch oft vor, als wenn ich in einem wilden Wald von allen Menschen verlassen wäre, und die Sonne wollte bald untergehen,

Theobald: O Sannchen! schweig still! jedes deiner Worte ist ein Stoß, der mich aus einem Abgrund in den andern hinab stürzt.

Darius fieng immer mehr an zu schluchzen, endlich sagte er mit gebrochenen Worten: Noch leben wir in der Zeit der Gnaden; keine Sünde ist so groß, daß sie nicht sollte vergeben werden können, und wo anders sollen wir die Vergebung

suchen, als bey dem Sündentilger? Laßt uns hier unter Gottes blauen Himmel niederknien, und nicht eher wieder aufstehen, bis wir Trost erlangt haben.

Mit diesen Worten sank der Greiß auf die Knie, er war ein Mann von 65 Jahren, Theobald kniete auch, und Sannchen zwischen beyde. Wer den Darius hat predigen hören, wer seine Kraft in Geist und Worten weiß, der kann sich erst einen Begriff von diesem Gebet machen; so knieten und beteten diese drey eine gute Stunde lang, ehe sie ans aufstehen dachten, eine Thräne schlug die andere, so wie ein Seufzer den andern, und sie stunden alle drey erquickt und getröstet, aber auch fest entschlossen wieder auf, nunmehr den Schwärmern den Krieg anzukündigen, es möchte auch kosten, was es wolle.

Den folgenden Sonntag war die Vormittagspredigt an Herrn Darius. Herr Koller, seine Gemalin, der ganze Magistrat, der größte Theil der Bürgerschaft und viele Fremde waren in der Kirche, denn wenn Darius predigte, so fehlte es an Zuhörern nicht. Als er auf die Kanzel kam, und den gewöhnlichen Auftrittsseufzer gethan hatte, so wendete er sich gegen Kollers Stuhl, reckte die Hand gegen ihn aus, und sprach mit starker Stimme:

Man hat dich gewogen und zu leicht gefunden.

Darauf fieng er nun an sein Glaubensbekenntniß abzulegen, und unter tausend Thränen Kollers Greuel aufzudecken; er sagte ihm ins Angesicht, daß er der Antichrist in Miniatur sey, und daß noch niemand, so lang die Welt stehe, mit Gottes Wort und der heiligen Offenbarung Johannis so den Spott getrieben habe, wie er. Endlich schloß er mit einem feurigen Gebet, daß doch die göttliche Erbarmung in Jesu Christo sich dieser verirrten Heerde annehmen, und sie wieder zur Wahrheit führen möchte u. s. w.

Man kann sich das Erstaunen auf der einen und die Wuth der andern Seite leicht vorstellen; sobald die Predigt aus war, so kam eine Deputation vom Magistrat, welche dem Herr Darius alle seine Sachen versiegelte, und ihm eine Wache vor die Thüre stellte; ihm war aber bey dem allem wohl zu Muthe, denn er war nun wieder auf dem rechte Wege, und hatte wieder den Frieden des Gewissens erlangt, der ihm so lang gemangelt hatte. So wohl einem auch bey der Schwärmerey ist, so ist doch diese Empfindung lauter Nichts, gegen das Gefühl des göttlichen Friedens; dieser geht über alle Vernunft, geschweige über alle Phantasie.

Die Gemeinde wurde dadurch in zwo Partheyen getheilt, die Vernünftigsten fielen dem Pastor bey, unter diese gehörte auch unser Doktor und seine Frau; dieser war sogar so kühn, den

Gefangenen am lichten hellen Tage zu besuchen, und ganz frey von Koller als von einem grossen Betrüger zu reden; dies machte, daß er auch Wache bekam. Die übrigen Gutgesinnten waren zwar etwas schüchterner, doch hielten sie geheime Zusammenkünfte, und berathschlagten sich, was sie thun wollten.

Wenn ich nicht ein ganzes Land zu Zeugen aufstellen könnte, so würde mir niemand glauben, was ich ferner erzählen will:

Des folgenden Sonntags war die Reihe an Schleicher; dieser kam nun in aller seiner Heiligkeit auf die Kanzel, denn im feyerlichen Anstand und Scheinheiligkeit übertraf ihn keiner; er konnte jeden bezaubern, mit dem er nur umgieng; dieser kam nun sehr traurig und mit wichtiger Miene angestochen, er betete mit gröster Inbrunst, daß doch Gott die Gefahr abwenden möchte, die seinem Volk, und seinen Gesalbten über dem Haupte schwebe; zugleich bezeugte er mit sehr wichtiger Miene, es seyen finstere Zauberkräfte auf Zulassung Gottes ausgegangen, das Volk des Herren zu versuchen; der Teufel sey in den gewesenen Pastor Darius gefahren, und der sey nun ein großer Hexenmeister geworden, denn er selbst habe ihn wirlich diese Woche des Nachts im Mondschein mit einem Dreyzack in der Hand, auf dem Schornstein eines gewissen Hauses gesehen u. s. w.

Was nun diese Predigt bei einem so sehr abergläubischen und fanatischen Haufen für einen Eindruck machte, das ist unbeschreiblich; alles zitterte und bebte, alle, alle, ausser den Anhängern des Darius, glaubten diese schändliche Lästerung, und niemand getraute sich des Abends und des Nachts auf der Straße zu erscheinen. Schleicher freute sich aus der Maaßen, daß ihm die Spitzbüberey gelung, er trieb also die Sache durch Kollers und seiner Frau Unterstüzung aufs höchste; man beschuldigte nun auch den Doktor Theobald, daß er ein Erzhexenmeister sey, und bewachte ihn noch genauer; man ließ des Nachts verlarvte und in scheusliche Figuren verkleidete Kerls auf der Straßen, und besonders um Darius und Theobalds Haus herumschleichen; einer von diesen Kerlen wurde erschossen, und in aller Stille mit seiner Kühhaut und Hörnern auf die Seite gebracht; man schoß aus allen Fenstern mit bloßem Pulver, man ließ überall Schwefel brennen, blos den armen Pöbel in seiner Furcht und Entsetzen aufs höchste zu bringen; und endlich trieb man die Bosheit und Narrheit so weit, daß man die ganze Stadt nebst allem, was dazu gehörte, waschen ließ; alle Häuser wurden auf einen Tag von oben bis unten, inwendig und auswendig gewaschen, alle Kleider, leinene, baumwollene, seidene und wollene, lagen auf der Bleiche, alles Gemüse in den Gärten wurde abgeschnitten und weggewor-

fen, alle Brunnen wurden ausgeschöpft, u. s. w. denn Schleicher, der große Lehrer, bezeugte, daß alles von Darius und dem Theobald behert und bezaubert worden. Alles das waren Schleichers Schliche, die er nach einem Plan ausgedacht und angelegt hatte, den Sr. höllischen Majestät erster Minister, Adramelech, nicht besser hätte anlegen und erfinden können: denn dadurch wurde das ganze Volk; wenigstens größtentheils, so bestärkt und befestigt, daß es hernach an Zeugen und Eidschwüre gar nicht fehlte, als man ihrer bedürftig war.

Was aber noch das Allergreulichste war, worüber jeder Mensch staunen wird, der nur noch einen Funken Gefühl hat, Schleicher opferte sogar sein eignes Fleisch und Blut, einen seiner leiblichen Söhne, seinem Plan auf; dieser Jüngling war etwas stumpfsinnig, dennoch aber eben nicht unverständig, wegen seines schlichten und aufrichtigen Sinnes hatte ihn Darius geliebt, und ihm freyen Zutritt in sein Haus erlaubt; dies gab dem teufelischen Vater Anlaß, auszustreuen, sein eigener Sohn habe auch vom Darius und Theobald heren gelernt; dadurch glaubte nun vollends alles, was nur an Hexerey zu glauben fähig war; denn jeder dachte, wer wird seinem Kinde so etwas andichten? — es muß doch wohl wahr seyn; Schleicher wurde sogar dadurch noch zum Zeugen der Wahrheit, der sein eigen Kind um der guten Sache willen nicht verschonte.

Durch Prügeln, Foltern, Ueberreden, Drohen und Schmeicheln, wurde der arme junge Schleicher so gestimmt, wie man ihn haben wollte, in seines Vaters Keller in Ketten und Banden gelegt, und dann zum öftern weitläufig verhört, wo er dann die greulichsten und scheuslichsten Sachen aussagte, die von Wort zu Wort, und ziemlich geschärft, zu Protocoll gebracht wurden. Während der Zeit maschinirte Herr Koller auch bey der hohen Landesregierung so gut er konnte, und als alles völlig richtig war, so gieng das Trauerspiel an; ein edles Menschenherz warnte den armen Darius insgeheim, dieser sprang zum Fenster hinaus, entwich, und nach einer Stunde traf das Commando Soldaten ein, das den alten ehrlichen Greis abholen sollte; da nun der Vogel ausgeflogen war, so giengs auf den armen Theobald los, denn den hatte man nicht gewarnt, weil niemand vermuthete, daß es auch auf ihn angesehen wäre.

Unser Herr Doktor Theobald wurde also als ein großer Hexenmeister in Ketten und Banden gelegt, und so öffentlich auf einem Wagen nach der Hauptstadt geführt. Dort setzte man ihn also schon zum zweitenmal in seinem Leben, in das elendeste Spitzbubengefängniß, bey Wasser und Brod; Sannchen aber fiel zu Hause aus einer Ohnmacht in die andere; kurz darauf wurde Herr Pastor Darius für vogelfrei erklärt. Gut! daß ers im eigentlichsten Sinn war;

denn er hatte sich in eine große freye Republik gewendet, dort aus eigenem Trieb vor einer grossen zahlreichen Gemeinde öffentliche Kirchenbuße gethan, und war darauf auch öffentlich wieder auf- und angenommen worden; dort hat er als ein ehrlicher Bürger, aber niemals wiederum als Lehrer, denn dieses Amt hielt er sich völlig unwürdig, noch nicht vor gar langer Zeit, sein Leben rühmlich beschlossen.

Meine Leser werden sich kaum darein finden können, daß diese Geschichte in diesem Jahrhunderte geschehen seyn soll, und ich versichere alle und jede, die es nicht glauben wollen, daß es mitten in demselben geschehen ist. Jedermann staunte über die sonderbare Gefangennehmung des Herrn Doktor Theobalds, und über die Flucht des Pfarrers, noch mehr aber darüber, daß eine Landesregierung in einer solchen Sache peinlich verfahren konnte; indessen ließ doch jeder die Sache gehen wie sie gieng. Herr Blond, Sannchens Vater, reiste selbst nach der Hauptstadt, aber alles, was er that, half nichts, man gab ihm Vertröstungen, man zukte die Schultern, machte bedenkliche Gesichter, man verwieß ihn ans Hoflager, welches weit entfent war, u. s. w. das war alles. Während der Zeit schmachtete der gute Doktor im Gefängnisse; doch gab es Leute genug, die ihn für dem Wasser und Brod behüteten; denn jeder hielt ihn für unschuldig, und viele schikten ihm Essen und Trinken; Blond

wurde also weggeschwazt, er nahm aber seine unglückliche Tochter mit ihren drey Kindern mit, und versorgte sie, damit es ihr an nichts fehlen, und er sie schüzen und trösten könnte.

Sogar thät Herr Blond eine Reise an den herzoglichen Hof, er kam aber nicht zur Audienz des vortreflichen Fürsten, der von dem allen kein Wort wußte, aber mit Höflichkeiten und den besten Versprechungen wurde er überhäuft, so daß er mit guter Hofnung wieder nach Hause reiste.

Theobald schrieb nun auch einen kläglichen Brief an seine nunmehr alt und grau gewordene Eltern; aber was konnten sie anders, als ihn beklagen und trösten? sein Onkel, der Herr Baron von Wirthen, war vorlängst gestorben, der würde sich sonst vielleicht für ihn verwendet haben; mithin saß der gute Mann hülflos, von einem Tage, von einer Woche, von einem Monat zum andern, und harrte auf Hülfe, aber sie kam nicht, er hielt oft und vielfältig um Verhör an, aber auch das geschah nicht, man ließ ihn eben sizen, und man bekümmerte sich nicht um ihn.

Aber hatte er dann keinen Advokaten? Ja wohl! aber auch der richtete nichts aus.

Herr Pastor Bosius der Rechtschaffene, hörte indessen die ganze Geschichte, und obgleich seine ehemaligen treuen Ermahnungeu waren in den Wind geschlagen worden, so fieng er doch

nun an, sich ernstlich um seines ehemaligen Freundes mißliche Lage zu bekümmern; er reiste nach der Hauptstadt, und besuchte den Doktor im Gefängniß. Hier fand er ihn nun, wie leicht zu erachten, in die tiefste Traurigkeit versunken; da saß er mit Ketten an den Füßen, an einen Blok geschlossen, zwischen vier traurigen Mauren, oben im dritten Stok des Gebäudes; durch ein kleines viereckigtes Loch in der Mauer, mit einem eisernen Gitter, schien die Sonne traurig und still, schief auf den bestaubten Boden hin; da stand ein elender hölzerner Tisch, mit einem hölzernen Stuhl, und alles ruhte in trauriger Stille; der Gefangene blaß, und verkümmert wie ein Zährender, der die Ewigkeit nahe fühlt, wankte daher, und die Kette rasselte hinter ihm, drein; so fand ihn Bosius der Edle, als er zur Thüre hereintrat, da stand er, da stand Theobald; — beyde starrten, beyden schoß ein lauter Thränenstrom aus den Augen, beyde stürmten gegen einander, sich um den Hals.

Armer Freund! —

Engel Gottes! —

Nun sezte sich Bosius auf einen Stuhl, und weinte sich aus, der Doktor aber sezte sich auf sein Strohlager, und starrte stumm vor sich hin.

Bosius: Kann doch die Bosheit der Menschen so weit gehen?

Thobald: Kann man sich aber auch so hinters Licht führen lassen, wie ich? — Wie sehr hatten Sie, edler Freund! mich zur Zeit meiner Heurath gewarnt, und blos aus Hang zum Wunderbaren, aus Schwärmerey, hab ich mich wieder zum Sclaven des Satans machen lassen.

Bosius: Sie haben vollkommen recht, ich habe mirs kaum vorstellen können; aber was ist in eines Menschen Kopf und Herzen nicht möglich, und immer noch fehlten Sie aus Schwachheit, nicht aus Bosheit; Sie werden sehen, daß Ihre jezigen Leiden Geburtswehen eines langen und dauerhaften Wohlstandes sind.

Theobald: Aber Gott: wie schwer sind sie? —

Bosius: Alle Züchtigung, wenn sie da ist, dünket sie uns Traurigkeit — jezt können Sie recht beten lernen, so daß es Ihnen lebenslang gut thut, und ich versichere Ihnen, mehr brauchen Sie nicht; beten Sie vom Morgen bis an den Abend, und wieder vom Abend bis an den Morgen; denken Sie an nichts, als an Gott; zwingen Sie sich dazu, im Anfange wirds Ihnen zwar sauer, aber hernach auch immer leichter, und dann werden Sie sehen, welcher Segen für Ihr Herz daraus entstehen wird; wenn Sie aber immer an Ihr Elend denken, so macht dieser scharfe beissende Gedanke Ihre Seele wund, er schmerzt dann immer mehr und mehr, und Sie

sezen sich der Gefahr aus, eine Seelenauszehrung, ein immerwährendes Geistesgeschwür zu bekommen, dagegen gibts kein besser Präservativ, als ein anhaltendes Gebet.

Thobald lächelte in allem seinem Elende über das Geistesgeschwür, fand aber so viel Erklärendes in der Metapher, daß er sein Wohlgefallen nicht bergen konnte; zugleich führte ihn dieses auf die Anmerkung, daß der Bibelstyl eben darum so reichhaltig sey, weil er orientalisch, das ist metaphorisch ist.

Bosius: Sie haben vollkommen recht; in den Bildern, Wiedergeburt, Licht, Weinstok, Schaaf, kann mit einem Worte so viel gesagt und ausgedrükt werden, daß man ganze Seiten voll darüber zu schreiben hat; aber doch schaut der gemeine aber reine Menschenverstand ins ganze Wesen der Sache, und bedarf nur eines Bliks dazu. Wenn das doch unsre heutigen kalten Exegeten bedächten! sie wollen das Bild entwikkeln, und wischen es mit lauter Wasserfarben völlig weg.

Theobald: So lange die Empfindung eben so vielen Antheil an der Religion hat, als der Verstand, so lange ists nothwendig, daß man die trockene Wahrheit in Bilder aus der Natur verstekt; in diesem Kleide gefällt sie, macht mehr Eindruk, und läßt sich auch kürzer ausdrücken.

Bosius: Ganz gewiß! welch ein Ausdruk

ists nicht, wenn dort der Prophet sagt: Er (nemlich Jehovah) wird sitzen und die Kinder Levi schmelzen, u. s. w. Leiden und Trübsal mit einem Schmelzfeuer, oder vielmehr mit dem Abtreiben und Reinigen des Silbers zu vergleichen, ist so treffend, daß nichts darüber ist.

Thobald: das empfind ich jezt in aller seiner Stärke, auch ich bin jezt im Schmelztiegel, und die Strophen aus dem vortreflichen Liede des seligen Richters: Mein Freund zerschmelzt aus Lieb in seinem Blute, ich glaube es ist die 7te und 8te, haben mir in dieser Gefangenschaft schon manchen Trost gegeben.

Bosius. Ich erinnere mich dieser Strophen nicht, wie heissen sie?

Theobald: Das ganze Lied verdient einen Commentar, wie mehrere von Doktor Richters Liedern, sie heissen so:

Nun wird mein Gold im Leiden rein gefeget,
Der Ofen ist das Kreuz, der Test das Herz;
Die Schlacke ist, was sich in Gliedern reget,
Der Schmelzer ist mein Freund, die Glut der Schmerz.
Muß gleich das Gold durchs Feuer gehn,
So bleibt es doch bewährt in seinem Tiegel stehn.

Dann bringt mein Geist mit Freuden seine Garben,
Des Himmels Bliz durchstralet seinen Sinn.
Die Weisheit spielt in ihren Wunderfarben,
Da blinkt das Herz wie Demant und Rubin,
Wenn sich der Blik durchaus erstrekt,
So kriegt mein Geist sein Kleid, und wird mit Licht bedekt.

Bosius: Jezt erinnere ich mich: die Strophen sind in der That schön, der aber versteht sie erst recht, der Silber und Gold reinigen kann; fühlen Sie aber jezt die Wahrheit der Sache? Um den Leidenden her ist gemeiniglich alles dunkel, er sieht erst nachher im Licht der Freude den großen Nutzen des Kreuzes.

Theobald: Nicht immer empfind ich diese große Wahrheit; wenn mein Weib und meine Kinder da vor meiner Seelen stehen, und mit seelzagenden Geberden blutige Thränen weinen, wenn ich sie sehe blaß und hager für Kummer umher wanken, dann bricht mir das Herz, dann muß ich mir Gewalt anthun, daß ich nicht wider Gott murre; wenn ich aber über das alles hinaus, und aufs Ende sehe, dann erhole ich mich wieder, dann erblicke ich in der Ferne die goldnen Früchte meiner Thränensaat, dann ist mir schwermüthig wohl; diß ist eine Empfindung, die mir angenehmer ist; als alle rauschende Freuden der Welt.

Bosius: Herrlich! — wenn Ihnen also jene traurigen Bilder vor Ihre Seele treten, so erheben sie Ihr Gemüth zu Gott, und hoffen Sie aufs Ende, so wird alles gut gehen, freuen Sie sich, daß Sie unschuldiger Weise leiden.

Theobald: Darüber kann ich mich nicht freuen, denn ich bin nicht unschuldig; ob ich gleich kein Zauberer bin, und also in dem Sinn unrecht leide, so bin ich doch ein Schwärmer, das ist fast eben so gut, als ein Hexenmeister seyn.

Bosius: Jezt urtheilen Sie doch fast zu hart, es giebt doch manchen liebenswürdigen Schwärmer.

Theobald: Der aber zu den grösten Ausschweifungen des Verstandes und Herzens fähig wird, wenn er nicht frühzeitig einlenkt, und seine Empfindungen und Gefühle durch die erleuchtete Vernunft leitet. Mir deucht, man könne den Schwärmer nicht besser erklären, als wenn man sagt: er sey ein Mann, der seine Vernunft durch Empfindungen leitet; und das ist das gerade Gegentheil von dem, was ein wahrer Christ thun soll.

Bosius: Richtig! Herr Doktor! ich freue mich, sie sind ja vollkommen kurirt.

Theobald. Ich hoffs, die Kur geht bis auf den Grund, wenn ich sie nur aushalte.

Bosius: Sie werden sie aushalten, Freund! nur Gedult! die Wirkung dieser Leiden wird vortreflich seyn, ich gebe Ihnen mein Wort dar=

auf, die Verheissungen Gottes sind Ja und Amen.

Theobald: Sie trösten mich unaussprechlich, ein sanfter Friede senkt sich in meine Seele, so daß ichs im Körper spüre.

Vosius: Schreiben Sie das mir nicht zu, meine Worte sind nur das Kleid, in welches sich der Himmelsbote einhüllt.

Theobald heiterte sich durch die Gegenwart dieses seines Freundes so auf, daß er fast seine Gefangenschaft vergaß, allein seine Ketten erinnerten ihn zu oft durch ihr Klirren an sein Elend, und dann wölkte sich seine Stirne wieder.

Sannchen besuchte ihn im Anfange zuweilen mit ihren Kindern, und versorgte ihn mit Wäsche und Kleidern, allein der lang anhaltende Kummer arbeitete so lange an ihrem ohnehin schwächlichen Körper, daß sie Blutspeyen bekam, und es sich nach und nach zu einer Auszehrung anließ. Theobald erfuhr dies, und sein Kummer wuchs durch die Vorstellung, seine Gattin zu verlieren, aufs höchste. Dazu starb ihm auch sein jüngstes Kind, ein hofnungsvoller Knabe, er sah ihn also nicht wieder. Das alles wirkte dergestalt auf den Geist des guten Mannes, daß er gewiß hätte unterliegen müssen, wenn nicht Vosius in seinen Besuchen und Tröstungen unermüdet gewesen wäre. Dieser vortrefliche Mann ließ es aber bei solchen gewiß großen Wohlthaten

nicht bewenden, er arbeitete auch in höchster Geheim an seiner Befreyung.

Bosius hatte mit einem sehr wackern jungen Edelmann studirt, und innige Freundschaft mit demselben aufgerichtet; dieser Herr von Zalig war hernach in herzoglich Y... nische Dienste getreten und Conferenzminister geworden, an diesen schrieb Bosius, und erzählte ihm die ganze Geschichte weitläufig; er erhielt auch bald eine Antwort, die aber nicht sehr tröstlich war; der Minister schrieb: er sey von der ganzen Sache unterrichtet, er könne aber nichts ausrichten, denn fast alle andere Minister seyen auf Kollers Seite, und man habe nichts geringers im Sinn, als den armen Doktor lebendig auf den Scheiterhaufen zu bringen, er gehe also nicht mehr in die Conferenz, um keinen Antheil an dieser greulichen Behandlung zu haben.

Bosius erschrak und erstaunte; dies gieng ihm zu nah, er wußte sich nicht zu rathen und zu helfen, und alle seine Plane wurden ihm schon in der ersten Anlage zu Wasser.

Viel hätte er drum gegeben, wenn er dem armen Doktor nicht mehr hätte brauchen vor die Augen zu kommen; aber jezt war der Trost am allernöthigsten. Er reiste also wieder zu ihm, und auf dem ganzen Wege studirte er recht fleissig auf die Art, wie er dem armen Gefangenen die ungeheure Nachricht allmählig beibringen möchte; allein diese Mühe war leider vergebens,

er wußte schon die glühende Gefahr, denn seine Feinde waren recht fleißig gewesen, um sie ihm sobald als möglich siedheiß zu Ohren zu bringen.

Der Zustand, in welchem sich der arme Theobald befand, war der kläglichste; alle Trostgründe hafteten nicht mehr, er lag in einem tauben Hinbrüten auf seinem Strohlager, als Bosius kam; kaum kehrte er ihm das Angesicht zu. Bosius fiel über ihn her, und weinte, Theobald konnte keine Thränen hervorbringen, so viele Mühe er sich auch gab, und das Gesicht zum Weinen verzog. In seiner Seele stieg ein Gewitter empor, da wars schwül, windstill, erstickend, kein Tröpfgen erquikte die schmachtende Natur. Dieser Zustand ist der schreklichste, den man sich denken kann. Hier wußte der Pfarrer nun keinen andern Rath mehr, als das Gebet: er legte sich aufs Angesicht auf die Erde nieder, und fieng an mit Gott zu ringen wie Jakob, er schwur, nicht wieder aufzustehen, bis der arme Gefangene getröstet wäre. Dies gelung dem frommen Beter; nach und nach fieng Theobald an zu weinen, bis endlich eine Thräne die andere schlug, und so wie er weinte, so wurde er heiterer, er gab sich ganz in den Willen Gottes, und wurde muthig, auch die größten Leiden zu erdulden.

Während der Zeit, daß dieses vorgieng, wußte man im Blondischen Hause noch kein Wort, und die Vorsehung kehrte auch das Gerüchte,

welches wie Miltons Ungeheuer, die Sünde, in seiner grausenvollen Nacht daher eilte, auf seinem Wege um, und blizte es durch einen warmen erquickenden Sonnenstral zu Boden; denn am Y... nischen Hofe kehrte der Allmächtige alles zum Besten.

Koller und sein Hofprediger Adramelech Schleicher, hatten ihr Bestes gethan, um den Doktor auf den Scheiterhaufen zu bringen. Das schrekliche Todesurtheil war im Tempel der Gerechtigkeit geschmiedet worden, und es fehlte weiter nichts, als die Unterschrift des Herzogs, der noch von dem allen kein Wort wußte, einer von den Ministern hatte es im Sak, um es dem guten Fürsten zur Unterschrift vorzulegen. Die Gutgesinnten blieben bei dieser Conferenz zurük, die Gestimmten aber kamen und sezten sich an ihren Ort.

Nun trug man die Sache dem Herzog vor, man gab ihr die Farbe, welche man für die würksamste hielt. Der Fürst hörte alles an, und fragte, wo sind denn die andern, und vorzüglich Zalig? man glaubte, die seyen unnöthig, denn die mehresten Stimmen seyen für das Todesurtheil; der Herzog wölkte die Stirne und sagte: in diesem Fall gelten die meisten Stimmen nicht, sondern die einzige Stimme der Menschenliebe; laßt sie alle rufen, und daß bey Strafe der Cassation keiner ausbleibe. Man rief sie, sie kamen und sezten sich.

Herzog: Hier ist ein Todesurtheil über einen Zauberer gesprochen worden, hat jemand von Ihnen, meine Herren! etwas zum Besten des armen Sünders vorzutragen?

Zalig: Ich kann ihn nicht verdammen, denn ich habe keinen Heller von Kollers Gelde bekommen.

Der Herzog schaute mit großen Augen umher, und sagte: Was? — wie ist das?

Zalig: Die Sache verhält sich so, Ihro Durchlaucht! Theobald hat sich der schreklichen Schwärmerey des Kollers und seiner Anhänger muthig widersezt, dafür hat man ihn der Zauberey beschuldigt, bey Wasser und Brod in Ketten und Banden gelegt, und so nun ein ganzes Jahr schmachten lassen.

Herzog: Wo sind dann die Protokolle, ich will sie selbst einsehen?

Zalig lächelte und sagte: die werden wunderbarlich aussehen; man hat mehr wie fünfzig Kollerianer verhört, die haben alle Eide geschworen und behauptet, sie hätten den Theobald in Gestalt eines Geißboks, eines Hundes, eines Wärwolfs, und was weiß ich, in welchen Gestalten, des Nachts herumwandern gesehen; dagegen hat man den armen Doktor so wenig als seinen Anwald verhört, man hat sich wohl gehütet zu vernehmen, was er zu seiner Entschuldigung vorzubringen habe.

Herzog: Dabey erstarrt einem das Blut; warum hat sich aber der arme Mann nicht an mich gewendet?

Zalig: Das ist versucht worden, es war aber eine silberne und gůldne Mauer um Ihro Durchlaucht her.

Die Minister: Herr von Zalig! Sie werden da etwas zu beweisen bekommen.

Zalig sahe sich muthig um, und sagte: Wollen Sie, daß ich den Moses Heidel kommen lasse?

Alle verstummten.

Herzog: Im Augenblick schickte man eine Staffette ab, und gebe Ordre, daß der arme Doktor ohne weiteres Verhőr, ohne irgend einigen Anstand, aufs ehrenvolleste aus seiner Gefangenschaft befreyt, und ihm, was er verlangt, zur Schadloshaltung erstattet werde. Sie aber, Zalig! empfangen hier von mir die Vollmacht, gegen alle die ungerechten Richter eine Inquisition niederzusezen, und aufs pűnktlichste zu verfahren.

Damit zerriß er das Todesurtheil, und gieng fort.

So prompt verfuhr der Herzog nicht immer, sein Fehler war allzu grosse Gůte; er hatte oft Todesurtheile und andere Sachen unterschrieben, ohne sie vorher gelesen zu haben, dies hatte die Minister dreist gemacht, um so etwas zu wagen. Zalig freute sich von Herzen über den Ausgang

dieser Sache, und sogleich schrieb er den ganzen Verlauf an seinen Freund Bosius; dieser nahm Extrapost, und eilte zu Theobald, zugleich schikte er auch einen Expressen ab, der Herrn Blond und Sannchen die frohe Nachricht überbringen mußte.

Der Doktor empfieng die Nachricht von seiner nahen Befreyung, wie leicht zu denken ist, mit hoher Freude; er umarmte seinen Freund und weinte laut; jezt dankten nun beyde zusammen Gott, für die gnädige Entwikelung einer solchen harten Prüfung, und Theobald erklärte sich so über Religion und Schwärmerey, daß Bosius wohl merkte, er sey aus dem Grunde geheilt, daher sagte er ihm auch kein Wort mehr, weder zum Unterricht, noch zur Warnung.

Den folgenden Tag kam die Staffette an; Bosius war noch in der Hauptstadt, und gerad bey dem Gefangenen, als ein Sekretär hereintrat, und dem Doktor ankündigte, er sey frey, der Herzog habe ihm Gnade widerfahren lassen; zugleich schloß ihm der Büttel die Fessel los. Theobald lächelte und sagte: Sagen Sie dem Präsident, daß ich auf solche Weise nicht aus dem Gefängniß gienge, sondern auf die Art, wie es der Herzog befohlen habe. Bosius fügte hinzu: ich gehe mit zum Präsidenten.

Der Präsident wollte sich nicht sprechen lassen, aber Bosius verstand die Sache besser; er ließ ihm sagen, daß er Seine Excellenz gerad

jezt sprechen müsse, oder es würde auf eine unangenehme Weise geschehen; sogleich wurde er vorgelassen.

Präsident. Was wollen Sie, daß Sie so ungestüm sind?

Bosius. Ew. Excellenz höflichst ersuchen, mit zum Gefangenen zu gehen, und ihn mit eigner Hand aus dem Gefängniß zu führen.

Präsident. Was? — ich will Ihn zu ihm sezen lassen, jezt kommt der Hexenmeister noch nicht weg; geh Johann, sag dem Büttel, er soll ihn wieder festschliessen.

Bosius. Ihr Excellenz! das wird desto besser seyn, so werden Sie ihn auch eigenhändig wieder losschliessen müssen, das ist also noch ehrenvoller. Kennen Sie die Hand?

Nun trat der Pastor neben den Präsidenten, zeigte ihm den Brief vom Minister, und las ihn vor, daß er selber zusahe. Dies that die verlangte Wirkung; der Präsident wurde blaß, fieng an zu zittern, und sagte: das wußte ich nicht, ich will mitgehen, und den Doktor herausführen.

Das geschah nun, der Präsident führte ihn selbst über die Straße zum Gasthof; er wollte ihm ein Geschenk an Gelde machen, auch schikte er Wein hin. Theobald nahm aber von dem allen nichts; er verlangte auch nichts weiter zur Schadloshaltung, als daß die Regierung im ganzen Lande auf allen Kanzeln möchte publiziren lassen, daß man ihn vollkommen unschuldig be=

funden habe; dies wurde ihm ohne Anstand verwilligt, er reiste also mit seinem Freunde Bosius zu Herrn Blond, seinem Schwiegervater, und zu seiner Frau und Kindern. Hier wurde er so empfangen, wie man sich leicht vorstellen kann; Sannchen fand er aber so abgezehrt und lungensüchtig, daß er voraussahe, er werde sie nicht mehr lange behalten; dies erweckte wieder eine neue Schwermuth in seiner Seele, so daß er sich doch nicht recht freuen konnte. Indessen wars ihm doch immer lieber, in die Hände Gottes zu fallen, als in die Hände der Menschen.

Das dritte Hauptstück.

Man sollte denken, Herr Koller und sein schwarzer Mitgehülfe wären nun der strengsten Gerechtigkeit in die Hände gefallen, allein nichts weniger als das; da Theobald als Christ dachte, und das Gebot: Rächet euch selber nicht, meine Liebsten! beobachtete, so geschahe weiter nichts, die Sache blieb ganz ruhig, und Schleicher wurde noch sogar um diese Zeit königl. X... scher Consistorialrath.

Hier, deuchte mir, kann ich ein Wort zu seiner Zeit sagen: Theobald rächte sich nicht,

die Diener der Gerechtigkeit auch nicht, und Gott eben so wenig: Koller lebte glücklich, starb schleunig aus seinem Wohlstande weg, und kam in die andere Welt, ohne zu wissen, wie; Schleicher lebte viel länger, häufte eine Schalkheit auf die andre, wurde bettelarm, und immer verstockter, so daß er kurz vor seinem Hinscheiden noch zween sehr ehrwürdige Männer auf eine abscheuliche Art für Narren hielt; nun zehrte er langsam aus, führte herrliche Reden auf seinem Todbette von der nahen Seligkeit, deren er sich ganz versichert hielt, und starb, dem Ansehen nach, wie ein Heiliger. Dies ist alles wahre richtige Geschichte; was kann man nun aus dem erbaulichen Ende so vieler Menschen schliessen? — wie oft hält man ihre letzten Reden für Beweise ihrer Seligkeit! — und wie schädlich ist das? — Sieht man das frohe Ende eines solchen Menschen, so stellt mans mit den Handlungen seines Lebens in parallel, war dieses nun nicht sonderlich fruchtbar, nicht erbaulich, sagt mir, was kann dann der Schluß, den man aus einem heitern Tode macht, für Folgen haben?

Allerhand physische Ursachen, sogar ein hoher Grad der Verstockung, wie dies der Fall bey Schleichern, bei Voltaire, und bei so manchem Uebelthäter; der auf dem Blutgerüst stirbt, ist; können einen mit lachendem Munde sterben machen, und verursachen, daß jetzt der

Sterbende durch ein Meisterstück der Heucheley, da er weiß, daß man vieles aus der Freudigkeit im Sterben zu schliessen pflegt, himmlische Reden führt, und der Ewigkeit entgegen jauchzt.

Wenn sich ein Sterbender als ein armer Sünder fühlt, wenn er bey Gott Gnade und Erbarmung zu erflehen sucht, wenn er sich glaubensvoll zum Erlöser wendet, sich der Seligkeit ganz unwürdig erklärt, dann endlich Muth und Freudigkeit bekommt, und ruhig, oder auch unruhig hinstirbt; wenn dieses alles bemerkt wird, wenn sich der Kranke allein glaubt, das sind gute Zeichen; wenn sie aber auch nicht bemerkt werden, so kann man darum nicht aufs Gegentheil schließen.

Nun nehme man einmal alle Vernunft zusammen und urtheile:

Ob es Gott dem allerweisesten, allergerechtesten und liebevollesten Wesen anständig sey, das Unrecht, welches dem Theobald widerfuhr, ungerochen zu lassen? Man mag hier einwenden was man will, so muß man doch endlich gestehen, daß das göttliche Recht der Wiedervergeltung hier Ersatz fordere.

Wenn nun aber dieser Ersatz so gewiß geschieht, als Gott gerecht und die ewige Liebe ist (denn eben diese Liebe fordert jene Gerechtigkeit, sonst wäre ja dem Theobald viel zu nahe geschehen), und das Recht dieses Ersatzes wird in diesem Leben nicht ausgeübt, wo soll

es dann ausgeübt werden, wenn nicht ein Leben nach dem Tode folgt, welches genau die Vergeltung von diesem ausführt, welches nach Verdienst belohnt und bestraft? — mich dünkt, es gäbe keinen stärkern praktischen Beweis für die Unsterblichkeit der Seelen, und für Bestrafung und Belohnung nach diesem Leben.

Theobald blieb nun in dem Landstädtgen, in welchem sein Schwiegervater Beamter war, und fieng daselbst an zu praktiziren; das Amthaus war für beyde groß genug, mithin konnte er hier, wie er glaubte, besser fortkommen, als zu Bornhausen; allein alles war gleichsam Unsegen, was er anfieng; seine Gattin war immer kränklich, sie konnte also ihrer Haushaltung nicht gehörig vorstehen, und er selbst, ob er wohl nichts weniger als ein Verschwender war, verstund doch nicht, wie man Geld beysammen halten und ersparen müsse; er gieng immer reinlich, aber schlecht und modest gekleidet, kurz, er verthat nichts unnöthiges, verdiente auch noch ziemlich viel, allein er gab, freilich im Glauben und Vertrauen auf Gott, viele Almosen, besuchte die armen Kranken vorzüglicher, als die reichen, das verdroß dann diese, jenen bezahlte er noch sogar die Arzney dazu; endlich verstund er auch die so ergiebige Geldquelle der Aerzte, die feine Charlatanerie, nicht, ohne welche der Arzt weiter nichts, als ein elender Stümper ist, mithin ge=

rieh er auch hier wieder immer tiefer in Schulden, und mit ihnen in Verachtung.

Leute, die nichts von der Ehre verstehen, wollen immer behaupten, das Geld mache einen Mann nicht ehrenhaft, allein die Erfahrung lehrt gerade das Gegentheil, habt Geld, und seyd Schurken, so werdet ihr allgemein geehrt werden, und habt Schulden, seyd aber redlich, so werdet ihr Schande haben. Das Geld schminkt die Sünde zur Heiligen, und Schulden hängen der Tugend die Larve einer Furie vors Gesicht.

Nirgends herrscht diese unedle Gesinnung in so hohem Grade, als in Handelsorten, da ists noch nicht einmal genug, Geld zu besitzen, sondern man muß noch dazu Kaufmann seyn. Der Holländer schätzt seinen Prinzen Statthalter bey weitem nicht so hoch, als den Bürgermeister in Amsterdam, der doch nur Kaufmann ist. Eine Anekdote fällt mir dabei ein, deren Wahrheit ich garantiren kann: Der vorige König in Preussen war einmal, ich weiß nicht, bey welcher Gelegenheit, in Amsterdam; da nun dieser Fall selten ist, so bekam er freylich viele Anschauer; als er nun einmal über die Gasse gieng, so stand ein Amsterdamer Bürger an der Thür, und mit Verwunderung sagte er zu seinem Nachbar: D e r K ö n i g g i e b t s i c h e i n A n s e h e n, g e r a d a l s w e n n e r B ü r g e r m e i s t e r v o n A m s t e r d a m w ä r e.

So gedrückt und kümmerlich verlebte Theobald viele Jahre; seine Schwiegereltern, wie sehr rechtschaffene Leute sie auch waren, begonnten auch allmählich ein Mistrauen in ihn zu setzen, so daß alle Stützen hinfielen; indessen könnte man doch nicht sagen, daß es ihm je am Nöthigen gemangelt habe, sein festes Vertrauen auf die Vorsehung blieb bey dem allen nicht unbelohnt; in diesem Vertrauen wanke er nie, dabey war er fleißig, redlich, treu in seinem Beruf, und duldete alles mit Sanftmuth, was ihm wiederfuhr. Während dieser Zeit trugen sich aber mancherley interessante Geschichten zu, die ich als zu meinem Zweck gehörig, nicht verschweigen darf.

Das Städtchen, in welchem Blond und Thobald wohnten, hieß Portheim, oder ich finde vielmehr für dienlich, ihm jetzt diesen Namen zu geben; auch hier fanden sich viele brave, fromme und rechtschaffene Christen, denen es um ihre wahre Glückseligkeit ernstlich zu thun war; allein, wie es dann immer zu gehen pflegt, auch viele Pharisäer, die immer der wahren Gottseligkeit ein Schandfleck sind, und ihr mehr schaden, als öffentliche Feinde. Hier fand Theobald also wiederum seine Last; sein äusserer Anstrich, seine Sprache und sein ganzes Betragen war pietistisch, und doch war seine Lebensart freyer; nicht so einsam und eingezogen, denn er sezte den ganzen Werth der Religion auf die Früchte des Baums

und nicht auf die Blätter und Blüthen, daher sahen ihn die strengen, und vorzüglich die Pharisäer, für einen Mann an, der auf beyden Achseln trüge, keinen festen Karakter habe, weder kalt noch warm sey, und also verdiene, ausgespien zu werden; dazu gaben sie sich dann auch alle ersinnliche Mühe; sie waren nicht damit zufrieden, ihn selber nicht als Arzt zu brauchen, sondern sie verachteten ihn auch mit scheinheiligem Bedauern bey andern, und richteten den Kredit zu Grunde, den er noch hatte.

„Es ist doch Schade um den Doktor Theo„bald, der Mann hat wirklich gute Anfänge „im Christenthum gehabt, aber, lieber Gott! „die Weltliebe, die verführerische Delila — und „dann versteht er doch auch nicht viel, er hat „nicht genug studirt, und giebt sich auch bey den „Kranken nicht Mühe genug u. s. w." So redeten diese Schandflecke der Nachahmer Jesu, des Jesus, der noch am Kreutz für seine Mörder bat, aber jene Menschenklasse mit dem Titel der Schlangenbrut belegte.

Theobald hatte bey allem seinem Bestreben nach einem vollkommenen christlichen Wandel, einen ziemlichen starken Hang zur schönen Litteratur, insofern sie sich mit seinen Grundsätzen vertragen konnte, er las daher die schönsten Schriften der Engländer und der Teutschen, er hatte auch selbst ziemlich Geniekraft, etwas zu

schreiben und zu dichten, doch getraute er sich nicht, seine Sachen drucken zu lassen, denn er befürchtete mit Recht, daß es ihm in diesen Zeiten nicht gelingen würde, ein berühmter Schriftsteller zu werden. Indessen hatte er doch ein und anderes geschrieben, das nur blos da lag, um zu seiner Zeit wieder zerrissen zu werden.

Nun trug sichs einmal zu, daß ein gewisser Finanzrath Bokey seinen Schwiegervater den Amtmann Blond besuchte, dieser Mann war ein großer Schöngeist, und zwar im besten Sinn, ein ganz vortreflicher Mann von Verstand und Herzen. In seiner Jugend war er so gut wie Theobald ein Schwärmer gewesen, nachher aber hatte er als Jüngling gereist, sein Schicksal führte ihn zu seinem Unglück nach Genf und Ferney, dort scheiterte er an seinem Glauben; er war nun ein förmlicher Deist geworden, aber kein Spötter, kein Verächter Jesu, sondern nur blos ein Zweifler aus Grundsätzen, dabey aber höchstwohlthätig, geschäftig zu allem Guten, nicht wollüstig, doch aber fein und geschmackvoll in allen seinen Sachen, und dabey äusserst freundschaftlich, einnehmend und liebreich.

So wie nun diese Art Menschen höchst verfeinert sind, und ihren Geschmack und Empfindung hoch rektifizirt haben, so können sie auch in der ganzen Welt Gottes nichts alltägliches dulden, das ennuyirt sie; wo sie aber Geniefunken entdecken, da jubiliren, herzen und küssen sie. So

giengs nun auch hier; Bokey fand den braven rechtschaffenen Blond unausstehlich, hingegen kam ihm Theobald äusserst wichtig vor, an diesen knüpfte er sich also an, und bezeugte sich so unaussprechlich freundlich gegen ihn, daß Theobald darüber in die äusserste Freude gerieth, und den Herrn Finanzrath als einen Engel ansah, den ihm Gott zum Trost gesandt habe.

Was ist natürlicher, meine Leser! als dieses Betragen Theobalds? er war ein Mann, der beständig mit den Menschen hatte kämpfen müssen, noch hatte er das Vergnügen des freundschaftlichen Umgang wenig genossen, er war arm und verachtet, gebeugt und niedergedrückt, und nun zeigte sich ihm ein großer vornehmer und berühmter Weltmann nicht blos als Freund, sondern als warmer Verehrer seiner Talente, der ihn zu großen Dingen, zu wichtigen Unternehmungen fürs gemeine Beste aufmunterte; es war also kein Wunder, daß er sich mit warmer Liebe an diesen Mann anknüpfte, ihm seine Aufsätze vorlas, und sich freute, wenn ihn dieser große Kenner lobte. Bokey ließ auch wirklich ein Bändchen von Theobalds Aufsätzen drucken, welche ihm ungemeinen Beyfall in der Welt erworben haben.

Dies Verhältnis machte indessen mit unserm Doktor als Arzt und Praktikus gleisam das Gar-

aus; denn die ganze Menge der Christen und Pharisäer fielen nun mit gesamter Hand über ihn her, und verurtheilten ihn, er sey nun gar ein Freygeist geworden, denn er habe freundschaftlichen Umgang mit dem Rath Bokey, stehe mit ihm in Verbindung, dazu ließ er auch, so wie andre seinesgleichen, romantische Sachen drucken, die die jungen Leute zu Grund richteten, er sey ein abscheulicher gefährlicher Mensch u. s. w. Da half nun keine Entschuldigung: daß er mit Bokey wohl Freundschaft halten könne, ohne in den Religionsgrundsäzen mit ihm übereinzustimmen: daß ja alle Rezensenten, bey allem Lobe seiner Schriften, ihn noch immer des Pietismus, der Schwärmerey, mithin allzu vieler Anhänglichkeit an ihre Parthey beschuldigten, und was er weiter zu seiner Vertheidigung vorbrachte; alles war schlechterdings vergeblich.

Wäre nun Doktor Theobald ein reicher Mann gewesen, oder hätte er nur wenigstens keine Schulden gehabt, so wäre doch der Haß nicht so groß geworden, allein das war das allerbetrübteste; bey allem Druck und bey aller Verfolgung wirkten noch seine Schulden mit, und diese haben die fürchterliche Eigenschaft, den herrlichsten und edelsten Karakter mit einem Schleyer zu verhüllen, auf alles ein schiefes nachtheiliges Licht zu werfen, und den rechtschaffensten wohlthätigsten Mann verhaßt zu machen. Großer Menschenvater! bewahre die, die dich

lieben, für Schulden, lieber krank, lieber auf alle Weise elend, als Schulden haben, vorzüglich wenn die Gläubiger Kaufleute sind.

Theobald hatte wenig mehr zu thun, er nährte sich also mit Bücherschreiben, und da wars sein größtes Glück, daß die Buchhändler seinen Zustand nicht erfuhren, denn wenn ihm diese eißkalte Klasse von Kaufleuten auch noch über den Hals gekommen wäre, so hätte ers vollends nicht ausgehalten. Bokey, so warm er auch anfänglich war, so kalt wurde er gegen den Theobald, und das vorzüglich aus der Ursache, weil sich lezterer von seiner Thorheit, ans Evangelium von Jesu Christo zu glauben, durchaus und schlechterdings nicht wollte befreyen lassen. Er erklärte sich daher frey und öffentlich: der Doktor sey bey dem allen doch nur ein mittelmäßiger Kopf, es werde nie etwas rechts aus ihm, u. s. w. und so abbandonnirte er ihn allmälig ganz.

Nachdem ich nun überhaupt Theobalds Verfassuug, so wie sie viele Jahre durch war, geschildert habe, so beschreibe ich nun die einzelnen Zufälle, so wie sie sich nach einander zugetragen haben.

Nicht weit von dem Städtchen Portheim liegt ein Bauerhof, Schweinberg genannt, auf einem sehr angenehmen Hügel, von welchem man eine unaussprechlich schöne Aussicht in die

umliegende Gegend hat; hieher wandelte Doktor Theobald öfters, um seinen Gram und seine Schwermuth in der Einsamkeit und im Schooß der unentweihten Mutter Natur auf eine kurze Zeit zu vergessen. Indessen fand er auch hier die traurigsten Wirkungen der Schwärmerey, und weil er endlich bey der Sache zum Besten gewirkt hat, sie also mit zu seiner Lebensgeschichte gehört, so muß ich sie auch umständlich erzählen, besonders da sie abermals viel Lehrreiches für meine Leser von allerhand Gattung in sich enthält.

Der Schweinberg ist ein ziemlich grosses Bauerngut mit einer einzigen Familie. Der Erbe desselben war ein launigter unansehnlicher Kerl, der in allen seinen Geschäften langsam, unthätig, und überhaupt in allen Dingen ganz ungefühlig war, er hieß Hans. Selbst hatte er keinen Trieb zu heurathen, er hielt mit seiner alten Mutter Haus, die ihn dann endlich durch vieles Zureden dahin brachte, daß er als ein vierzigjähriger Kerl ein 17jähriges Mädgen heurathen mußte. Dies Mädchen war bildschön, und hieß Catharine. Diese Verbindung war, wie man leicht denken kann, nicht auf Neigung, sondern auf Versorgung gegründet. Catharine liebte ihren Mann nie, aber sie hatte doch nun ihr Brod auf Lebenslang, und Hans liebte auch seine Catharine nicht, denn dazu hatte er nicht Empfindung genug, doch war er zufrieden, denn er hatte doch nun eine Haushälterin. In-

dessen lebten doch beyde Leutchen sehr vergnügt zusammen, und durch die Länge der Zeit entstand denn doch endlich eine Neigung oder Freundschaft, die die Liebe ziemlicher massen ersezte. Hans zeugte auch mit seiner Catharine zwey Kinder, einen Sohn und eine Tochter; der Sohn artete dem Vater in vielen Stücken nach, und die Tochter der Mutter; beyde wurden in ihrer Einsamkeit ziemlich gut und unschuldig erzogen, sie waren in der That liebenswürdige Kinder der Natur; vorzüglich besaß das Mädgen eine so blühende Schönheit, und ein so sanftes gutes Herz, als mans nur wünschen konnte, es hies Liesgen. Dies war die häusliche Beschaffenheit der Schweinberger Familie.

Die Frau Catharine hatte sehr viele Empfindung, und war mit Feuer und Geist getauft; die Einsamkeit, gute Prediger und häusliche Zufälle stimmten ihre ganze Seele zur Religion; sie wurde früh eine gute Christin, und bliebs auch bis an ihr Ende, ob sich gleich, freylich aus guter Meinung, ungeheure Thorheiten und ihre Folgen, Unglük und Trübsal mit in ihr wohlthätiges Leben einflochten, ihr hellglänzendes Licht verdunkelten, und dem Christenthume in ihrer ganzen Nachbarschaft sehr viel schadeten.

Anfänglich hatte Catharine keine Verbindung mit irgend einer andern Religionspartheÿ, ausser ihrer angebornen, der reformirten; nun fand sich aber nach und nach ein Herrnhuter Mis=

sionarius bey ihr ein; dieser entflammte ihre Seele mit so vieler enthusiastischer Liebe zum Erlöser, und bestreute ihren Lebensweg mit so vielen Rosen, daß sie wie ein Trunkener taumelte, herumreiste, Schwesterbesuche machte, und so ihr Hauswesen und Beruf ziemlich versäumte. Hans war ein guter Mann, er ahndete das nicht, und wenn seine Frau nicht zu Hause war, so verrichtete er ganz langsam und gemächlich, seine und seiner Frauen Geschäfte mit einander.

Während dieser ihrer Lebensperiode trat der im ersten Bande dieser Geschichte schon bekannt gewordene Pollin wieder auf den Schauplaz; er fieng auch in dortiger Gegend an, sein fanatisches Evangelium mit dem Bauchkneipen verpaart, zu predigen; Catharine hörte von diesem Manne, das war genug sie zu einer Reise von etlichen Stunden zu bewegen, und ihn zu besuchen.

Pollin war äusserst einnehmend, und sein schwärmerischer Geist im Umgang so verführerisch und so täuschend, daß Catharine gleich bei dem ersten Besuch ganz bezaubert wurde. Die Grundsäze dieses Mannes waren aber nun den Herrenhuthischen ganz entgegen, bey ihm kams auf Selbstverläugnung, ein höchst strenges mystisches Leben, und weniger auf süsse Empfindungen an; sein Begrif vom Glauben war ganz was anders, als der Zinzendorfische, und seine Träume vom tausendjährigen Reich zugleich so

äusserst romantisch und anziehend, daß es wenig gefehlt hätte, Catharine wäre vom Verstande gekommen; sie wurde also damals eine vollkommene Anhängerin vom Pollin, und der Herrenhutismus machte in ihrem Geiste mit dem Mysticismus eine ziemlich erträgliche Mischung, denn sie war nun nicht mehr so leichtsinnig als vorher, und doch auch nicht so finster und schwerfällig als die Mystiker. Sie war überhaupt eine angenehme liebenswürdige brave Frau, die in der Wohlthätigkeit und Rechtschaffenheit die Erfüllung ihrer Religionspflichten sezte; was war denn nun auch sonderlich daran zu tadeln, wenn sich auch ihre Seele hie und da mit Phantasien und süssen Träumen das Leben versüßte? Wer unter uns Menschen ist ganz frey von aller Schwärmerey?

Pollin war indessen nicht gar lange Catharinens Führer, denn es entstand in der Grafschaft M... zu A... eine sehr merkwürdige Gesellschaft, an die sie sich ganz und auf immer anknüpfte. *)

Ein gewisser von der Herrnhutischen Gemeinde ausgegangener Geistlicher, Namens Dronheim, kam mit seinem einzigen Söhngen, ei-

*) Ich bitte meine Leser mir zu verzeihen, daß ich bey dieser dem Ansehen nach unwichtigen Geschichte so umständlich bin, sie ist ungemein lehrreich, und zu dem Zweck schreibe ich mehr, als zum Ergözen.

nem Kinde von 3 Jahren zu A... an, seine Frau war tod, und er nährte sich mit Uhrmamachen, Schreiben, Rechnen, Unterricht der Kinder u. s. w. Dronheim gab sich bey einem braven frommen Handwerksmanne mit seinem Kinde in Kost und Hausmiethe, und thât, was ihm vor die Hand kam, um sich zu nähren. Hier sammelte er sich einen großen Anhang, und ich begreife noch auf diese Stunde nicht, wies zugieng, er hatte in seinem ganzen Betragen nichts Anziehendes, er war äusserst schmeichelhaft und ungesalzen, seine Reden und sein Betragen so kindisch läppisch und affektirt, daß es mich eckelt, wenn ich mich noch der Stunde erinnere, die ich in seiner Gegenwart gewesen bin. Dem allen ungeachtet war doch sein System noch das beste, das ich ausser dem einzig wahren kennen gelernt habe. Jesus und sein Evangelium war ihm alles; thue was darinnen steht, weiter wußte er von nichts. Nur die Art, sich zu diesem Thun und Glauben geschikt zu machen, hatte wieder ihr ganz besonders: wöchentlich einmal, und zwar Samstags Abends nach dem Essen, versammelten sich alle seine Anhänger im Hause seines Hauswirths, dann wurden einzelne Strophen aus den schönsten und erweklichsten Liedern gesungen, und die Zithar dazu gespielt, darnach war alles still, einer oder der audere las einen Spruch aus den Evangelien, sehr langsam und bedächtlich, jeder dachte darüber nach, und sagte dann seine

Meinung, dann freute man sich untereinander, dann sung man wieder, dann umarmte man sich brüderlich, schwur sich ewige Liebe und Treue, und verband sich zur Wohlthätigkeit gegen jedermann, und so hoch begeistert, und mit Kraft angethan, gieng man wieder auseinander.

Warlich! ich gestehe es, nie ist wohl eine Verbrüderung reiner, edler und christlichwirksamer gewesen, als diese Dronheimische Gemeinschaft, wie sie sich selber nannte; als ich sie kennen lernte, bestand sie wenigstens aus 800 Seelen Vornehmen und Geringen, männlichen und weiblichen Geschlechts, die alle zusammen in immerwährender sanfter Freude, ihren Lebensweg fortpilgerten, sich innig liebten, und der Religion ihres Herrn und Meisters Ehre machten; das mußte jeder, auch der allerroheste und wildeste Mensch gestehen.

Es war natürlich, daß Catharine sich ganz an diese Leute anschlos; ob sie gleich ganzer acht Stunden von A... entfernt wohnte. Das einzige, was mir und andern an ihnen mißfiel, war, daß sie gerne beysammen saßen, und gesellschaftlich mit einander speisten, dadurch fielen sie manchem ihrer armen Mitglieder beschwerlich, so giengs dann auch auf dem Schweinberger Hofe, oft kamen Besuche von 20 bis 30 Personen dahin, die das Vermögen des Hauses aufzehrten; das alles ließ sich aber Catharine nicht anfechten, im Gegentheil machte es ihr Freude; und

wenn der Besuch vorbey war, so plagte sie sich und sparte desto mehr, so daß sie fast lahm und steif für Arbeit wurde. Hans wurde freilich durch alle diese Empfindungen, Rührungen und Bewegungen seiner Frau und ihrer Freunde nicht gerührt, er blieb eiskalt, aber er ließ es doch gehen, und legte ihr nicht die geringste Hinderniß in den Weg. Nach und nach kam er gar so weit, daß er das äussere mit machte, ein Versgen mit sang, seufzete, wann die andern seufzeten, auch wohl küßte, und sich küssen ließ, so wie überhaupt die Glieder der Kirche ihr äußeres Opus operatum mit machen.

Das vierte Hauptstück.

Indessen wurden Catharinens beyde Kinder groß und ganz nach den Sitten und Gebräuchen der Dronheimischen Gemeinschaft gebildet; Liesgen gieng nun in ihr siebenzehntes Jahr, und zog durch ihre ausnehmende Schönheit und sanftes Wesen aller Augen auf sich, sie liebte in aller Unschuld und wußte noch nicht was Liebe war.

Nun hielt sich in dasigen Gegenden ein lediger aber schon bejahrter Siamoisweber auf, der in einer Manufaktur für Lohn arbeitete, und

Habicht hieß. Dieser Mensch war kurz, gesetzt, blaß und hager mit pechschwarzen Haaren, breiten und platten Gesicht, und überhaupt nicht angenehm im Umgang, denn er war schmeichelhaft, tändelnd, eigensinnig, stolz und jähzörnig, sonst aber im allem Betracht, redlich, ehrlich und gottesfürchtig, denn er gab sich alle nur ersinnliche Mühe, seine Leidenschaften zu bekämpfen; jeden Morgen machte er sich neue Vorsätze, und jeden Abend hatte er sie nicht befolgt, bald herrschte die Religion, bald die Sinnlichkeit, daher war er sich niemals selbst gleich, und dis machte eben, daß jedermann von ihm sagte, er habe gar keinen Karakter, so viel aber ist gewiß, er war dem allen ungeachtet ein sittsamer treuer guter Mensch, nur ungesalzen und unangenehm.

Dieser Habicht hatte erst die Waffen, sein Temperament zu bekämpfen, bey den Mystikern, und hernach bey den Herrenhutern gesucht, endlich gerieth er dann auch in die Dronheimische Gemeinschaft, und wurde also dadurch mit der Catharine auf dem Schweinberg verschwistert. Da er nun ohnehin in ihrer Nachbarschaft lebte, und keine Haushaltung hatte, so beschloß er, bey ihr Kost und Quartier zu nehmen, um sich wenigstens über Tisch, und Morgens und Abends mit ihr erbauen zu können.

Wenn man den Plan seiner künftigen Lebensart so obenhin ansieht, so findet man nicht das geringste Anstößige in demselben, im Gegentheil

glaubt man zuversichtlich, Habicht habe einen klugen und vernünftigen Einfall gehabt, und doch war er die Veranlassung zu vielerley Elend und Jammer.

Catharine ergriff Habichts Vorschlag mit beyden Händen, denn sie dachte, Habicht ist fromm, mein Mann nicht, ich bekomme also doch einen Freund und Begleiter auf meinem Wege zum Himmel; ferner Habicht ist wohlhabend, er hat sich etliche hundert Thaler Geld gespart, er bezahlt mir Kost und Quartier, und so erwerb ich mir jährlich auch ein schönes Stück baar Geld, das mir gut thun kann, und endlich wer weiß, was sich fügen kann? er ist nicht nur gottesfürchtig, sondern auch ein guter Haushälter.

Auch in diesem Blick in die Zukunft, wenn man den letzten Punkt ausnimmt, lag nichts tadelhaftes, allein eben dies letzte war die Klippe, woran nach und nach alles scheiterte;

Vermische nie Gott und die Welt,
Weil dieses nicht zusammenhält.

singt ein alter Dichter, und er hat recht.

Kurz! Habicht zog bey die Catharine auf den Schweinberg, und sie machten ihren Contrakt nach dem Plan, den ich so eben angezeigt habe. Ein oder zwey Jahre gieng das so fort, während der Zeit wurde die Heurath zwi-

schen ihm und Liesgen beschlossen und ausgeführt, als er nahe bey fünfzig und die Braut nahe bey zwanzig war. Jedermann schüttelte den Kopf über diese unschickliche Verbindung, nur Catharine, Habicht und die Braut schüttelten ihn nicht, und Hans schwieg still dazu. Liesgen wußte noch nicht, was Liebe war, ihr wars recht, daß sie einen Mann bekam, übrigens war sie unschuldig wie ein Kind.

Kaum war die Hochzeit vollzogen, so entstanden allmälig Irrungen zwischen Schwiegereltern und Schwiegersohn über das Mein und Dein, in guter Zuversicht auf Habichts Gottesfurcht hatte man daran nicht gedacht, aber es fand sich nach und nach von selbst; Habicht war ein Haushälter, und dabei eigensinnig, es gieng hier abermal, wie ich so oft in diesem Werke bemerkt habe: die süßen Empfindungen verlöschen nach der Heurath, und die Lebensbedürfnisse treten an die Stelle. Die große Wahrheit, der Mensch lebt von einem jeglichen Wort, das aus dem Munde Gottes geht, ist eine von den letzten Erfahrungen des Christen.

Catharine wurde über diesen mißlungenen Anschlag tief gebeugt, Geduld bringt Erfahrung, sagte sie mir oft, wenn die Rede davon war, und sie sich meiner Warnungen erinnerte; bey dem allen war sie eine grundbrave Frau, und wenn ich je Reinigkeit der Sitten

und des Wandels an jemand bemerkt habe, so war sie es.

Liesgen und ihr Mann liebten sich indessen und lebten vergnügt zusammen, auch zeugten sie etliche Kinder.

Dronheim starb auch um diese Zeit zu A... und die Gemeinschaft erkaltete nach und nach, bis auf ein paar rechtschaffene Männer und Weiber, und so hörten die Versammlungen auf.

Hätte nun die Schweinberger Verfassung so fortgedauert, so hätte es noch angegangen, aber die Vorsehung wollte auch diese kleine Tenne fegen, und Heu, Stroh und Stoppeln verbrennen.

Pollin trat nun wieder in voller Rüstung auf, er kam zerrissen und zerlumpt nach Portheim, wo damals auch Theobald wohnte; hier fand er nun Eingang bey einem reichen und in allem Betracht braven; aber zugleich zur Schwärmerey geneigten, und in seiner Religion nicht genug gegründeten Kaufmann, welcher Steinbring hieß. Dieser Mann kleidete den Pollin schön und zierlich aus, und nahm seine Grundsätze alle recht warm und begierig an, zudem nahm er ihn zu sich ins Haus, gab ihm ein schönes Zimmer und seinen Tisch, und verpflegte ihn aufs beste.

Es ist wahr, man muß erstaunen, wenn man bedenkt, wie es doch möglich sey, daß so verworrene Grundsätze Eingang finden können,

und doch wars nicht anders. Pollin lehrte, man müsse nicht arbeiten, sondern im blinden Glauben an die Vorsehung von ihr alle Nothdurft erwarten; wies man ihn auf die Bibel, so sagte er: eines theils verstünde man die Bibel nicht, und andern theils sey es nun an der Zeit, daß sich Gott neuerdings durch ihn offenbaren würde; so war also nichts mit ihm auszurichten. Seine geheimen Grundsäze vom göttlichen Leben, vom zukünftigen Reich Gottes u. dgl. waren im Grunde die nemlichen, wie er sie ehemals zu H... gelehrt hatte; indessen wußte man zu Portheim von seinem Bauchreiben wenig, aber er bekam einen Anhang von mehr als dreihundert Menschen im Fürstenthum N... von wannen diese betrogenen Leute Schaarenweise nach Portheim zu dem Pollin wanderten, und ihn wie einen Apostel verehrten, unter diesen herrschte jene läppische Ceremonie häufig.

Ich könnte hier viele traurige und ärgerliche Folgen dieser Sekte erzählen, welche im N...er Lande vorgefallen sind, allein ich würde dadurch die Anekdoten bis zum Eckel anhäufen. Catharine auf dem Schweinberg mit der ganzen Dronheimer Gemeinschaft nahmen aber gar keinen Antheil an dieser neuen Schwärmerey. Sie lebten ihren Grundsätzen gemäß, und bekümmerten sich um andre nicht.

Um diese Zeit lebte in Portheim ein Sel-

denwürkersgesell, ein Sachse von Geburt, er nannte sich Scholz, ein wohlgewachsener schöner junger Mann, voll Feuer und Geist, und besonders sehr beredt. Dieser Jüngling war im Lesen und Schreiben sehr geschickt, und seine größte Freude bestund darinn, geistliche, besonders mystische und vorzüglich solche Schriften zu lesen, die die Einbildungskraft beschäftigten. Jakob Böhm, die Berlenburger Bibel und andere Bücher von der Art, waren seine Lieblingslektüre, da er nun eine sehr lebhafte Phantasie und einen durchdringenden Verstand hatte, so kam es weit mit ihm, er konnte ganze Stunden lang mit Wärme und Anstand in Gesellschaften von solchen Sachen reden, und er erwarb sich dadurch einen so allgemeinen Beyfall, daß er weit und breit unter den Pietisten berühmt wurde. Dieser schloß sich nun auch an Pollin an, und er wurde diesem Erzschwärmer zu einem sehr nützlichen Werkzeug, denn Scholz war vernünftiger, er wußte dem verworrenen System mehr Licht zu geben, und die Leute sicherer zu führen. Vornehme und Geringe hielten sehr viel von ihm, und sahen ihn als ein theures Rüstzeug Gottes an.

Bey diesem jungen blühenden Manne mischte sich nun abermal etwas fleischliches mit unter: denn seine Versammlungen bestunden immer mehr aus Weibs- als Mannspersonen, auch hiengen ihm jene immer mit mehrerer Wärme

an, als diese. Allemal, wenn ich diese Bemerkung machen muß, die leider! so allgemein in der Erfahrung gegründet ist, so pocht mir das Herz, und das eben um der Spötter willen, die auch diese Schrift lesen werden. Ich kann mich nicht genug gegen diese abscheulichen Menschen verwahren. Ich bezeuge vor Gott, und will es mit meinem Blute versiegeln, daß den sogenannten Pietisten Unrecht geschieht, wenn man sie der Unzucht in ihren Versammlungen beschuldiget; ich habe sie so lange und so vielfältig beobachtet, daß ich bestimmt von der Sache reden kann. Wehe dem! der hier spottet, oder solche Menschen nach seiner eigenen verdorbenen Natur richten will. Alle dergleichen Leute haben den warmen und unüberwindlichen Trieb, wahrhaft fromme und vollkommen gute Menschen zu werden; denn wer ihn nicht unter ihnen hat, und also ein Heuchler ist, der wird bald entlarvt. Wer wendet so viele Mühe zu seiner Vervollkommnung an, als diese Menschen? — Schämt euch alle, die ihr hier hohnlächelt und spottet! — sie sind bey allen ihren Gebrechen tausendmal verehrungswürdiger als ihr, elende Geschöpfe, die ihr nur blos Sklaven eurer Lüste seyd. Dieses ganze Buch hat den Zweck, jenen eifrigen Menschen um ihr zeitliches und ewiges Wohl, die Klippen, woran sie so leicht scheitern, und die selige Mittelstraße zu zeigen, und dann die Pietisten der

Welt in ihrem wahren Licht darzustellen, damit sie niemand mehr verkenne, und ohne Ursache lästere. Man muß aber freylich solche Leute, wie die Kollerianer, nicht zu ihrer Klasse rechnen.

Scholz war gewiß nicht wollüstig, und ich hab ihn allzu genau gekannt, um hier ungewiß zu seyn, allein er sah die Tiefen seines Herzens nicht ein; seine Empfindungen kleideten sich immer ins Lichtgewand, und so kannte er sich selbst nicht. Eben so dachte wohl keins von den Frauenzimmern, die ihn so gern hörten, an Liebe zu ihm, denn wenn nur ein solcher Gedanke aufsteigt, so schlägt man ihn auf den Kopf, aber der Saame war denn doch im Herzen, ohne ihn zu bemerken.

Doktor Theobald hatte durch lange und viele Erfahrung alle diese Gefahren und Schlangenschliche der verdorbenen menschlichen Natur kennen gelernt, wo er also Gelegenheit hatte, Zeugnisse der Wahrheit abzulegen, da that ers, allein er fand wenig Eingang, denn man hielt ihn für einen Mann, der auf beyden Achseln trüge, daher kehrte er sich nicht weiter an diese Leute. Doch kams einst dazu, daß er dem Scholz tüchtig die Wahrheit sagen mußte.

Eine gewisse sehr brave aber auch artige honnette junge Frau, die mit Sannchen lang bekannt gewesen, und eine innige Freundin von ihr war, hieng sehr stark an Scholzen, und dieser

auch an ihr; sie wohnte sechs Stunden von Portheim in einem Landstädtchen, und gehörte zu der Dronheimer Gemeinschaft, unter welcher Scholz auch herumstrich, und Besuche machte. Diese Frau hieß Kaufmännin, sie kam zuweilen nach Portheim, um Freunde zu besuchen, und also auch Sannchen.

Nun trug sichs zu, daß die Frau Kaufmännin gerad bey Theobald und Sannchen saß, und sich mit ihnen unterredete, als Scholz lächelnd und freudig zur Thür herein trat. Die Kaufmännin entfärbte sich. Theobald bemerkte augenscheinlich, wie sich ihre Brust hob, und das Herz pochte, dann überzog eine angenehme Röthe ihr Gesicht, dann wurde sie wieder blaß, auch Scholzens Gesichtszüge entdeckten, was in seinem Herzen vorgieng, nun näherten sie sich, und drückten sich die Hand mit einem, Gott sey mit dir! Bruder! und Gott sey mit dir! Schwester! und nun sprach man über geistlichen Materien fort, aber mit einer solchen Theilnehmung von Scholzens und der Kaufmännin Seite, daß sich Theobald nicht mehr halten konnte, das Blut stieg ihm in den Kopf, doch mäßigte er sich und fragte:

Sagt mir doch, ihr lieben Beyde! wie kommts, daß ihr so unaussprechlich mit einander harmonirt?

Beyde stutzten, und in dem Augenblicke schlupfte in jedem Herzen der Schlangenkopf in

seine Hőle zurűk. Scholz antwortete, Lieber Herr Doktor! sollte man mit einer so edlen Seele nicht übereinstimmen, nicht harmoniren können?

Theobald: Können ist natürlich, aber dürfen?

Scholz: Ey! um Gottes willen! warum nicht dürfen? hat nicht Christus, und haben nicht die Apostel befohlen, daß wir uns untereinander lieben sollen?

Theobald: Was heißt Ihr eigentlich lieben, Freund Scholz? was versteht Ihr unter dem Wort christlicher Liebe, so wie sie die Religion gebeut?

Scholz: Daß man sich gern hat, gern beysammen ist, sich miteinander freut, daß mans so recht fühlt, wie lieb man sich hat, und sich in Noth und Tod unterstützt.

Kaufmännin: O ja! ja! das ist so recht die wahre Liebe.

Theobald: Ach Ihr guten Kinder? — Sage Sie mir einmal so recht offenherzig, Frau Kaufmännin! wie ist die eheliche Liebe beschaffen? zeige Sie mir doch den Unterschied zwischen der Liebe, die Sie zu Ihrem Mann, und die Sie zu Freund Scholzen, und die Sie zu meiner Frau hat? — Die Sache ist wichtig, meine beste Freundin! hier prüfe Sie sich sehr sorgfältig.

Die Kaufmännin erschrak, blikte vor sich nieder und wurde tiefsinnig; Sannchen lächelte, und Scholz wurde eifrig; Herr Doktor! fieng er an: ich glaube gar, Sie haben einen Verdacht auf unsre Bruderliebe? das ist entsezlich! Sie bringen da fremd Feuer auf des Herrn Altar, es ist ja fürchterlich, nur von ferne so etwas zu denken — Wer wird dann die allerheiligste und allerreinste Liebe mit so etwas abscheulichen beflecken können?

Theobald: Scholz! Euer geistlicher Stolz, Euer Zutraun auf Eure eigene Kraft täuscht Euch, und wenn Ihr auch beyde von dem Bewußtseyn einer solchen Liebe frey seyd, so müßt ihr doch den Schein meiden, der kann in einem solchen Grad dem Herrn Kaufmann, der seine Frau so innig liebt, unmöglich gleichgültig seyn.

Scholz lachte laut, aber der Kaufmännin traten die Thränen in die Augen. Theobald merkte das, und nun war er völlig von allem überzeugt, daher sagte er ferner: „Hört „Ihr guten lieben Leute! prüft Euch einmal, ob „Ihr Gott und Euren Erlöser so liebt, wie Ihr „Euch unter einander liebt. Und denkt einmal! „Gott weniger lieben, als die Menschen, welch „eine Abgötterey?“

Scholz: Herr Doktor! ich wär der gröste Böswicht in der Welt, wenn auch nur ein Schein unerlaubter Liebe gegen irgend eine Frau in meinem Herzen wäre. Aber die Liebe zu Gott und

Christo ist ganz was anders, als die Liebe zu den Menschen. Christus sagte: Wer mich liebet, der wird mein Wort halten; Gottes Wort halten, und thun, was er befohlen hat, das heißt, Ihn lieben.

Theobald: Ganz recht! das ist vortreflich; Gott ist ein Geist, die Liebe zu Ihm liegt nicht in den Nerven, sondern auch im Geist und in der Wahrheit; aber es ist die Frage, ob sich die Christen nicht auch so lieben müssen?

Scholz: Ganz gewiß! aber wenn wir mit den Menschen umgehen, so sehen wir sie; wir sehen ihr Thun und Lassen, und wenn sie mit uns harmoniren, so gewinnen wir sie lieb; ich glaube wohl, daß sich da etwas sinnliches und fleischliches mit einmischt, aber es ist die Frage, ob das nicht erlaubt ist? wir können in dieser Welt so vollkommne geistliche Menschen nicht werden.

Theobald: Gut! Ihr gesteht mir also, daß sich allemal eine fleischliche Liebe unter die geistlich-christliche mischt?

Scholz: Wenigstens mehrentheils! das glaub ich gar gerne; aber ich halte dafür, das ist erlaubt.

Theobald: Zwischen Leuten von einerley Geschlecht glaub ichs auch; aber zwischem dem männlichen und weiblichen Geschlecht! — wie gefährlich ist das? — bedenkts nur einmal recht! wie leicht kann sich da der Geschlechtstrieb mit

einmischen! — aus guter christlicher Meinung kämpft man dagegen, und verbirgt ihn in seinem Herzen, indessen fährt man fort im Umgang, in der Zärtlichkeit, und so wird das Feuer unter der Asche immer stärker, bis es endlich losbricht, und dem Christenthum Schande macht.

Scholz lachte herzlich und sagte: O Herr Doktor! Herr Doktor! wie schwach müssen Sie seyn, wenn Sie so denken können!

Die Kaufmännin aber gestund mit Thränen in den Augen, der Herr Doktor könne wohl recht haben, denn man würde gemeiniglich finden, daß man wohlgebildete Personen inniger liebe, als unansehnliche, und das sey doch ganz gewiß eine unreine Liebe.

Theobald setzte noch hinzu: die christliche Liebe kann nur darinnen bestehen, daß sie der Liebe zu Gott ähnlich ist; die Gebote der Liebe an seinen Nebenmenschen ausüben, ihm dienen, seine geistliche und leibliche Glückseligkeit befördern, nur das ist wahre christliche Liebe, was weiter geht, ist Schwachheit, Sinnlichkeit, Unvollkommenheit, und zwischen Personen von beyderley Geschlecht Frucht vom verbotenen Baum.

Die beyden Frauenzimmer gaben Theobald vollkommen recht, und die Kaufmännin war von der Zeit an vorsichtig, und untadelhaft. Scholz aber ärgerte sich, spottete und gieng fort. Er besuchte sie noch je zuweilen, nun wurde Theobald einst zu einem Kranken an den Ort berufen,

wo die Kaufmännin wohnte, sie hatte den Doktor bemerkt, sie schickte daher einen vertrauten Freund zu ihm, und ließ ihm sagen, Scholz sey nun schon über acht Tage in ihrem Hause, und gäbe vor, er sey krank, und ihr lieber guter Mann sey sehr unwillig darüber, der Herr Doktor möchte doch kommen, und ihr den Menschen vom Halse schaffen, denn sie sey in der äussersten Verlegenheit darüber. Dem Theobald stieg das Feuer in den Kopf, er gieng augenblicklich ins Haus, die gute Frau empfieng ihn mit roth geweinten Augen, und ihr Mann sah sehr ernst aus, er sagte nichts, hatte auch seiner Frau keine Vorwürfe gemacht, aber sein tiefes inneres Leiden war jedem sichtbar.

Theobald gieng nun ganz allein hinauf zu Scholzen, er sah ihn gesund und blühend im Bette liegen, er grüßte ihn ganz ernsthaft, und fühlte ihm den Puls. Scholz! fieng er an, mit euch kann ich jetzt nicht im freundschaftlichen Ton reden, marsch! packt euch im Augenblick fort, ihr seyd nicht krank, und wenn ihrs wärt, so gehört ihr hier nicht her, und ich sage euch, kommt nicht wieder in dies Haus; selig sind die Friedenmacher! folglich verdammt die Friedenstörer! — und das dreymal doppelt, wenn sie dem Ehefrieden gefährlich werden, ich bin hieher gerufen worden, nun könnt ihr denken, wie weit es gekommen ist. Scholz packte sich auf und gieng im Augenblicke fort.

In der Zeit gieng auch Pollins Rolle zu Ende: Unter denen N... ern, die so fleißig aus der Ferne zu ihm wallfahreten, waren auch zwey junge Leute, ein Jüngling von etwa 25 Jahren, und seine Schwester ein feines Mädchen von 22. Der gute alte Pollin, ein Mann, der keine Zähne mehr hatte, dessen Haar schneeweis war, und der seine siebenzig schon hinter dem Rücken hatte, fieng auf einmal an, seine Perücke zu pudern, sich aufzuputzen, und dem Mädchen weiß zu machen, er müßte sie heurathen. Ich weiß warlich nicht mehr, was er für glückliche Folgen aus dieser Ehe weissagte, genug das Mädchen machte sich eine Ehre daraus, den alten Narren zu nehmen, aber alle Geistlichen von allen Religionen weigerten sich, sie zu copuliren, und so wurde nichts aus der Sache, das Mädchen wurde klug, und gieng nach Hause, und Pollins Wohlthäter, der Herr Steinbring, schafte ihn auch aus dem Hause. Jedermann ärgerte sich an dem alten Gecken, und sein ganzer Kredit war hin, er setzte sich nun in einem Städtgen in den Niederlanden, wo er lange Zeit verachtet, elend und kränklich lebte, ob er jetzt todt ist, weiß ich nicht.

Scholz und alle die ihm gefolgt hatten, hörten nun auch auf an seinen Grundsätzen zu hangen, ein jeder that was ihn recht däuchte, allein eben dieser Scholz, der doch nun bald hätte klug werden sollen, machte wieder einen Streich,

der viel Elend nach sich zog. Er hatte zuweilen die Catharine auf dem Schweinberg, den Habicht und sein schönes Weib Liesgen besucht; nun kam ihm auf einmal die Lust an, eine so geräuschvolle Stadt wie Portheim war, zu verlassen, und in der Einsamkeit Gott zu dienen; zu seiner Einsiedeley wählte er sich den Schweinberg, er sprach die Catharine an, ihn in Kost und Logis zu nehmen, und diese Frau, die so vieles von der Art erfahren hatte, selbst Habicht und Liesgen willigten mit Freuden ein. Theobald, der gar wohl merkte, daß er nun auf Liesgen losgehen würde, widerrieth es mit größtem Ernst, denn Habicht war ein dürrer abgearbeiteter Mann, der nahe an die sechzig gränzte, und Liesgen, eine Frau von 28 Jahren, schön, blühend und voll Feuer. Der Doktor stellte der Catharine in geheim die Gefahr vor, und führte ihr viele Beyspiele, besonders auch die Geschichte der Kaufmännin an, allein das half nichts, sie war so voll heiligen Enthusiasmus, daß sie sich gar darüber ärgerte, wo kann das Gott zugeben, sagte sie, daß so gute und heilige Absichten solche Folgen haben? man muß dem Satan trotzen, der sucht freilich die Frommen zu sichten, aber eben dadurch wird man im Guten gefördert. Kurz! Theobalds treue Ermahnungen halfen gar nichts, Catharine baute dem Scholz sogar ein eigenes Häusgen auf dem Schweinberg, weil sie selbst keinen

Platz im Hause hatte, und so lebte er da etliche Jahre.

Nun giengs gerad so, wie es Theobald vermuthet hatte. Habicht war den Tag über nicht zu Hause, denn er arbeitete in der Fabrike, und Liesgen wartete Scholzen bey seiner Weberey auf mit Spulen und dergleichen Arbeiten; hier giengs nun so weit, daß Liesgen hysterische Zufälle und Zuckungen bekam. Ihr Leiden gieng aufs höchste, denn dafür stehe ich, daß sich Scholz nicht mit ihr vergangen hat, er war im Grunde rechtschaffen, und seine Seele war eigentlich blos mit platonischer Liebe erfüllt. Catharine und Habicht merkten endlich das Unheil, Scholz nun auch, und so zog dieser freywillig fort in sein Vaterland, wo er sich häuslich niederließ. Habicht starb bald an der Auszehrung. Bey Liesgen aber war durch so mannigfaltige Ursachen der Geschlechtstrieb so hoch gespannt worden, daß sie liederlich und von einem schlechten Menschen schwanger wurde, den sie nun geheurathet hat. Catharine grämte sich jämmerlich, und nun sah sie ein, welch einen Greuel der Verwüstung an heiliger Stätte die Schwärmerey anrichten könne! aber es war nun zu spät, sie hatte der Religion einen Schandflek angehangen, und den Spötter lachen gemacht.

Das fünfte Hauptstück.

Es erfordert wenig Nachdenken, um einzusehen, woher es komme, daß unter den Christen auf der einen Seite eine so erstaunliche Lauigkeit in den wahren eigentlichen Pflichten der Religion; auf der andern eine ins wilde laufende Schwärmerey; und auf der dritten Religionshaß, Freygeisterey und Spötterey herrsche? jene Lauigkeit, womit der gröste Theil behaftet ist, entsteht aus dem ewigen Einerley des sogenannten Gottesdienstes, man wird aller Wahrheiten, Symbolen und Ceremonien, nach und nach so gewohnt, daß sie nicht den geringsten Eindruck mehr machen; und dann lebt man in dem von Jugend auf, durch Erziehung und Schicksal gebahnten Wege der Sinnlichkeit ganz ruhig fort, die Kräfte zur Vervollkommnung schlaffen und werden nicht entwikelt werden, dazu kommen dann noch die Bedürfnisse dieses Lebens, die den ganzen Würkungskreiß der Seele so erfüllen, daß man selten an das Eine, das Noth ist, denkt.

Wenn nun entweder Genie oder Zufall den Trieb zur Vervollkommnung aufwecken, so untersucht der Mensch die nächsten die besten Mittel,

und ergreift sie ohne mühsame Prüfung; geräth er nun an schwärmerische Personen oder Bücher, so wird er in den Würbel hineingezogen; hier findet auch die Phantasie ihre Rechnung, die süssen Empfindnngen betäuben Verstand und Herz, und so wird der mehr oder weniger gefährliche Schwärmer fertig.

Andre auch forschende Geister, gerathen in philosophische Grübeleyen über die Wahrheiten der Religion; hier giebts nun sophistische, verführerische, mündliche und schriftliche Anleitungen die Menge, wer ihnen unter die Hände geräth, ist fast unwiderbringlich verloren; diese Lehren schmeicheln der Sinnlichkeit, schläfern den Geist ein, erfüllen ihn mit Zweifel und Mistrauen in allen Quellen der Wahrheit, und versetzen den Menschen in einen kläglichen Zustand. Diese Krankheit ist fast unheilbar, und graßiret in unsern Zeiten fürchterlich.

Man kommt endlich auf einen andern noch weit schlimmern Wege zu diesem höchsttraurigen Ziel; und dies mögen sich die Geistlichen, Volkslehrer, Erzieher, Eltern und andre, die sich mit dem Religionsunterricht abgeben, wohl merken. Das ernstliche, ungestümme und oft mit Schlägen verpaarte Auswendiglernen, Lesen und Einbläuen der Religionswahrheiten, die oft dazu nicht einmal gehörig verdaut, und dem gemeinen Menschenverstand angemessen sind, erfüllen das Herz des Kindes schon mit Abscheu und Widerwillen,

der mit dem Alter immer zunimmt, dadurch entsteht dann entweder obige erschrekliche Lauigkeit und gänzliches Aufhören des Forschens und Betrachtens der Wahrheit, mithin eine gänzliche Unthätigkeit; oder wenn der Mensch bei reiferen Jahren über sophistische Schriften geräth, so verschlingt er mit vollen Athemzügen alles, was gegen die Religion geschrieben ist, und wird ein so grimmiger Feind und Spötter Jesu Christi, daß an keine Rükkehr mehr zu denken ist.

Bey so bewandten Umständen schaudert einem die Haut, man muß ängstlich fragen, wo sind denn die wahren Christen? — und wie soll man sich in dieser großen Gefahr sowohl in Ansehung seiner selbst, als seiner Kinder, betragen?

Auf diese doppelte Frage ist bey dem allen leicht zu antworten: die eigentlichen wahren Christen fallen nie dem Publikum ins Auge, sie sind unter alle Stände und alle Menschenklassen zerstreut; sie machen kein Geschrey, sondern wenig Worte; sie lassen beständig fort durch gute Handlungen ihr Licht leuchten; sie zeichnen sich weder durch Kleidung, noch durch einen besondern Wandel von andern Menschen aus; sie sondern sich weder von ihrer Kirche noch von bürgerlichen Gesellschaften ab; sie erscheinen da allenthalben, wo ihre Erscheinung weder Aergerniß noch Sünde gebiehrt; sie vermeiden mit eben der Sorgfalt den äussern Schein der Heiligkeit, mit der

sie den Schein und das Seyn der Eitelkeit vermeiden; sie thun Gutes jedermann, und suchen das weder zu verstecken noch zu entdecken; sie sind die besten Unterthanen, die besten Ehegatten, die besten Eltern und die besten Nachbarn. Leser! wo du einen solchen Menschen findest, da bete an, denn du hast einen wahren Christen gefunden, frage dann nicht was er glaube.

Will man wissen, unter welcher Menschenklasse die mehresten sind, so dient zur Nachricht: unter den Bauern und Handwerksleuten findet man sehr viele, unter den mittlern Ständen viel wenigere, aber edlere, unter dem Adel und den Fürsten die allerwenigsten, wer aber auch da ein wahrer Christ ist, der ist ein Fürst Gottes, und unter den Pietisten, Schwärmern und äussern Mundbekennern findet man zwar die allermehresten guten Leute, und auch gute Christen, aber gemeiniglich mit einem heiligen Schein umgeben, der warlich mehr schadet als nüzt, weil er die Kritik aller Welt auf sich zieht, die dann die Fehler und Thorheiten solcher Menschen nicht den Menschen, sondern der Religion aufbürdet, und das ist entsezlich.

Auf die zweite Frage antworte ich nur mit ein paar Worten: Eltern und Erzieher sollen durch ihr Beyspiel lehren; dis wirkt unendlich fruchtbar, und ohne beständig mit Predigen, Lesen und Ermahnen alles Gute zum Eckel zu ma-

chen, bey jedem Fehler und bey jedem Misverstande mit kurzen Worten sagen und beweisen, was gethan werden müsse, und vor allen Dingen ists nöthig, unaufhörlich gegen den Eigenwillen zu streiten, bey jeder, auch der kleinsten Gelegenheit, muß man den Willen der Kinder gehorsam und folgsam gegen einen bessern Willen zu machen suchen, diese unaufhörliche Uebung, die mit Aufklärung des Verstandes über das wahre Gute und Schöne verbunden werden muß, macht nach und nach Menschen zu dem friedensvollen, sanften und folgsamen Jünger des Erlösers. Eben so sollen auch die Lehrer dem Wesentlichen nach verfahren, so wird man im ganzen allenthalben unfehlbar seinen Zwek erreichen.

Alles dies ist Resultat meiner langwierigen Erfahrungen und Beobachtungen, und die Scenen, in welche Theobald noch ferner verwikelt wird, müssen schlechterdings nach diesen Grundsäzen berichtigt werden, wenn sie recht lehrreich werden sollen.

Während allen denen Auftritten der Schwärmerey, des Sinns und des Unsinns, lebte in den Niederlanden, und zwar zu Mühlheim an der Ruhr, ein sehr merkwürdiger und in allem Betracht verehrungswürdiger Mann, ich meine den zum Theil bekannten, zum Theil auch verkannten sel. Gerhard Ter Steegen. Wenn je ein Lehrer allgemein durch ganz Teutschland ge-

wirkt hat, und in seinen Schriften noch fortwirkt, so ists dieser. Man stuze ja nicht über das, was ich da sage, sein Einfluß gieng freilich nicht ins Grosse, desto stärker aber unter das gemeine Volk, und es ist nöthig und höchst lehrreich, daß ich ihn unpartheyisch schildere, denn eben der oben gemeldete Heiligenschein, den er um sein Haupt hat, ist Schuld, daß man diesen grossen und edlen teutschen Mann zum Theil verlästert, zum Theil auch sich die Mühe nicht nimmt, seine grosse Verdienste zu prüfen, und ihnen Recht widerfahren zu lassen.

Gerhard Ter Steegen war unter neun Kindern das jüngste, und der Sohn eines ehrlichen Bürgers in Meurs, der aber kein Vermögen nachließ, und früh starb. Gerhard wurde bey einem Krämer als Ladenjunge in die Lehre gethan, nachdem er die nöthigen Schulkenntnisse und auch etwas Latein gelernt hatte. Hier diente er nun mit aller möglichen Treue, und seine ganze Seele strebte nach Vollkommenheit des Verstandes und Herzens, die er mit Recht nur blos nun allein in der christlichen Religion suchte; und war zu der Zeit, nemlich in den ersten zwanzig Jahren dieses Jahrhunderts, Peter Poiret in den dortigen Gegenden sehr berühmt, Fenelon und die Frau Guyon waren ebenfalls noch in frischem Andenken, Hochmann fieng an zu wirken, und überhaupt lebte und webte alles

dort herum in einem sehr feinen Mystizismus; Gerhard wurde also in diesen Zirkel hineingezogen, und er ergrif dieses System mit einem solchen Enthusiasmus, daß er wenige seines gleichen hatte, er casteyte seinen Körper durch übertriebene Mäßigkeit, wachte ganze Nächte mit blosem Haupte im Gebet, Lesen und gottseligen Betrachtungen; übte sich zugleich im höchsten Grade in der thätigen Liebe, der Demuth und der Sanftmuth, und wendete nach seinem besten Wissen und Gewissen alle seine Leibes- und Seelenkräfte an, um das grosse glänzende Ziel zu erreichen, das er sich vorgesezt hatte.

Wie verehrungswürdig ist dieser Jüngling bey allem seinem übertriebenen Enthusiasmus, im Vergleich gegen unsre heutige süsse Herrchen, die ihrem Herzen keine Lust wehren, und so hoch betheuren, der Mensch habe keine Gewalt über sich.

Ter Steegen gieng indessen zu weit, denn er schwächte seine Gesundheit durch seine strenge Lebensart dergestalt, daß er auf immer ein kränklicher Mann wurde. Endlich, gegen das zwanzigste Jahr seines Lebens, verließ er die Handlung, und widmete sich der Einsamkeit, er gieng nach Mühlheim an der Roer, kaufte sich daselbst eine Bandmaschine, und webte Bänder, damit nährte er sich ehrlich, und so lebte er lange Zeit unbemerkt und in der Stille.

Der Candidat Hofmann, dessen ich gleich im Eingange dieser Geschichte gedacht habe, lebte damals auch noch in seinem kleinen Häusgen; mit diesem braven Manne gieng Gerhard um, und lebte mit ihm in vertrauter Freundschaft bis an Hofmanns Tod. Von diesem lernte er noch vieles, er legte sich auf die orientalischen und andre Sprachen, um die Bücher, die er liebte, in ihrer Grundsprache lesen und ins Teutsche übersetzen zu können. Mit dieser Arbeit beschäftigte er sich in seinen Nebenstunden, er übersetzte und sammelte die Lebensgeschichten frommer Menschen aus der katholischen Kirche, machte allerhand geistliche Lieder und Gedichte, und schrieb ein und anderes, das hernach im Druck erschienen ist.

Es würde hier viel zu weitläuftig fallen, wenn ich alle seine Schriften anzeigen, und sein Leben umständlich beschreiben wollte, es soll mir überhaupt genug seyn, nur das Wichtigste aus seinem Leben und Karakter anzuführen: er war in seinem äussern Betragen ein höchst angenehmer liebenswürdiger Mann, munter und lebhaft, aber auch zugleich ernsthaft und feyerlich im Umgange. Anfänglich war er ein strenger Mystiker, nach und nach aber milderte er dies System, und gab ihm eine evangelische Gestalt, seine Grundsätze waren kürzlich folgende:

Der Mensch muß einen unüberwindlichen Vorsatz fassen, vollkommen zu werden, insofern

es nur möglich ist; sein Muster ist die Lehre und das Leben des Erlösers.

Das Mittel dazu ist der Wandel in der Gegenwart Gottes, nemlich: eine fortdaurende Einkehr und Innigkeit, so daß man beständig seine Aufmerksamkeit auf das richtet, was in der Seele vorgeht, und so jede Neigung, die nicht gottgefällig ist, in der Geburt erstickt.

Mit dieser Uebung muß das immerwährende oder innere Gebet verbunden werden, welches in einem beständigen Zuneigen und einer fortdauernden Abhängigkeit von der Gottheit, auch in den geringsten Kleinigkeiten, besteht.

Alles dies muß in einem beständigen Ruhen und innern Hinsinken vor Gott ausgeübt werden.

Um das alles zu erleichtern, muß man sich, so viel es der äußere Beruf erlaubt, der Einsamkeit und Eingezogenheit befleißigen u. s. w.

So wenig Ter Steegen bekannt zu werden suchte, so sehr wurde ers allmälig, er bekam eine ungemein große Correspondenz, seine Schriften wurden gedruckt und giengen reissend ab, und sie würden noch weit mehr gelesen werden, wenn nicht sein mystischer Styl, die Schriften ekelnde Leser unserer Zeiten abschreckte; denn man mag sagen was man will, unsre heutige Strohtrockene Moral wird wenig wirken, wenn nicht ein reiner und erhabener Enthusiasmus damit verbunden wird, der die Ausführung erleichtert, und diesen flößt Ter Steegen ein. Mit einem

Wort: er war ein vortreflicher Mann! sein Evangelium mag immer den Weisen dieser Welt eine Thorheit seyn, er hat gewiß mehr wahre Christen gezeugt, als seit der Apostel Zeiten irgend einer gethan hat; das ist zwar viel gesagt, aber in der That wahr, denn von Amsterdam an bis Bern findet man seine Anhänger sehr häufig unter dem gemeinen Volke, und diese sind zuverläßig unter allen Pietisten die besten, ob sie gleich auch noch einen gewissen Heiligenschein um sich haben, der den Spötter lästern macht, indem er gewisse Schwachheiten entdeckt, die zwar gegen die gewöhnlichen Fehler der Menschen gar nichts sind, aber eben darum so hoch aufgemutzt werden, weil sie gedachter Heiligenschein mehr ins Licht setzt, als an andern. Eben aus dieser Ursache erklärte sich Theobald nie für einen Anhänger Ter Steegens, ob ihm gleich damals seine Grundsätze ganz rein und untadelhaft vorkamen.

Indessen muß man doch, wenn man unpartheyisch urtheilen, und der reinen wahren Religion ganz getreu seyn will, aufrichtig gestehen, daß auch Ter Steegen noch verschiedene Unlauterkeiten mit seiner Lehre verband: er war dem unehelichen Leben hold, und hinderte dadurch viele an einer glücklichen Heurath; er empfahl die Einsamkeit, welche doch dem Geist Jesu ganz zuwider ist, denn der fordert Thätigkeit und Wirksamkeit unter und mit den Menschen, zur Be-

förderung der einzelnen und allgemeinen Glückseligkeit.

In dieser Sache liegt ein wahrer Widerspruch: der Christ soll sich zuweilen entfernen, um sich aus der Zerstreuung zu ziehen, zu sammlen, durch Wachen und Gebet neue Kräfte zu erhalten, um hernach desto fruchtbarer wirken zu können; nach Ter Steegens Grundsätzen aber soll man sich von den Menschen entfernen, so viel man kann, lieber ledig bleiben, um zu viele Wirksamkeit zu vermeiden, damit man in der Stille Betrachtungen anstellen könne.

Dann führte auch Ter Steegen unmerkbar zum Separatismus, seine Anhänger machen nicht viel aus den äussern Mitteln zur Vervollkommnung, und geben dadurch hin und wieder zu Unordnungen Anlaß. Dies ists vornemlich, was ich gegen diese Leute einzuwenden habe.

Dem allen ungeachtet schwindet doch das alles, wenn man den vortreflichen Karakter der Ter Steegianer beobachtet, ich habe noch nie so würdige Menschen angetroffen, als unter ihnen.

Unter vielen Anekdoten, die von dem vortreflichen Geist des sel. Ter Steegen zeugen, will ich nur eine anführen: Er fuhr einsmals auf dem Postwagen nach Holland, wo er sehr viele große und vortreffliche Freunde hatte, die er zuweilen besuchte, nun saßen zween Holländer vor ihm, deren ganzes Christenthum dem

Ansehen nach im Reden und Worterkenntniß bestand. Diese schwatzten hin und her, der eine defendirte die Wiederbringung aller Dinge, der andre kämpfte dagegen; bei diesem Disput sahen sie oft den Ter Steegen an, der ganz still hinter ihnen saß, und sehr vielen Eindruck auf sie machte, so daß sie was merkwürdiges in ihm vermutheten; denn sein ganzes Dasein zeigte den großen Mann an, und aus seinem Angesichte leuchtete eine solche geheime Majestät, die jeden mit tiefer Ehrfurcht anfüllte. Die beyden Holländer hätten gern sein Urtheil über ihre Sache gehört, ob sie ihn gleich nicht kannten; als daher der eine die Wiederbringung mit dem bekannten Spruch: Wie der Baum fällt, so bleibt er liegen, zu Boden schlagen wollte, und sich daher mit Selbstgefallen zum Ter Steegen kehrte, und ihn fragte: *) Wat segt jy darvan, Myn Heer! so antwortete Ter Steegen mit dem ihm gewöhnlichem Anstand: **) Het is weel waar, Myn Heer! Hoe ter Boom vallt, so blyvt'r daar leggen, maer het staat int's Huysvaders Welbehagen, daruyt t'maken, wat hem belieft. Warlich!

*) Was sagen Sie dazu, mein Herr!

**) Es ist wohl wahr, mein Herr! wie der Baum fällt, so bleibt er liegen; aber es steht in des Hausvaters Wohlgefallen, aus demselben zu machen, was ihm gefällig ist.

eine naive artige angemessene Antwort, die mich jedesmal innig freut, so oft sie mir einfällt, so aufgeweckt und geistvoll war Ter Steegen in seinem ganzen Leben und Betragen.

Wohlthätig nach dem wahren Geist der Liebe war Ter Steegen im höchsten Grad; er hatte kein Vermögen, als was er sich durch sein kleines Händelchen mit Band erwarb, und doch gab er vielen Armen Brod und beschäftigte sie; viele arme Kinder wurden in seinem Hause zur Arbeit und zum Christenthum angeführt, und mit Rath und That stund er jedem bey; denn er hatte viele feine Weltkenntnisse, die man bey ihm gar nicht hätte vermuthen sollen. Mit einem Wort, er war ein allgemein beliebter Mann, dem Christenthum bey allen Menschenklassen Ehre machte.

Ob gleich Theobald sich nie für einen Anhänger Ter Steegens erklärte, so gab ihm doch seine Lehre mehrere Festigkeit und Richtung, er nahm das Wahre derselben an, und was er als Spreu und Stoppeln erkannte, das ließ er liegen; dies war denn auch die Ursache, daß ihn auch die Ter Steegianer nicht leiden konnten, denn sie fanden, daß er nicht zuweilen Pontac trank, wie Ter Steegen; nicht so mit steifem Arm bewillkommte, wie er, nicht so gieng, so stand, nicht die Mienen annahm, wie der selige Mann u. s. w. Denn kann man sichs wohl vorstellen, und doch ists gewis wahr, daß alle

seine Anhänger und Freunde, die ihn gekannt hatten, sich fast in seine Lebensart theilten; er trank zur Stärkung seines schwächlichen Magens zuweilen ein Gläsgen Pontac, er hatte, wie jeder Mensch, seine eigene Mienen und Geberden, die ihm sehr wohl anstunden, und war überhaupt sehr angenehm, wenn aber nun seine Anhänger auch darinnen etwas suchten, so fehlten sie sehr' denn sie machten sich dadurch vor aller Welt lächerlich, und hiengen abermal ihrer sonst so guten Sache einen Schandfleck an.

Er hatte aber auch viele warme Freunde, die sich eben nicht für seine Anhänger erklärten, und ihn doch herzlich liebten und verehrten; unter diese gehörte auch Hasenfeld, der, wie ich im ersten Theil erzählt habe, Theobalds Lehrmeister gewesen war. Dieser würdige Mann war nun Rektor des Gymnasiums in D... geworden, und hatte viel Umgang mit Ter Steegen gehabt, zugleich lebte in D... ein lutherischer Prediger H... ein Mann, der wenige seines gleichen in der Welt haben mag, und der auch ein sehr guter Freund vom sel. Gerhard war.

Diese beyden Männer waren Theobalds gute Freunde, er correspondirte mit ihnen, und sie kamen auch zuweilen nach Portheim, wo er dann vielen Trost von ihnen genoß.

Um meinen Lesern einen wahren Begrif vom Prediger H... zu geben, so will ich ihn einl-

germassen schildern; er war ein gelehrter und sehr geschikter Mann, aufgewekt und wizig, und in seinem Amt einer der nüzlichsten Männer; er besaß die wahre Pastoralklugheit, war ein Glaubensheld im eigentlichsten Sinn, und schafte mehr Erbauung, als tausende seines gleichen.

Im siebenjährigen Kriege lagen preussische Husaren zu D... unter diesen war einer, der durch sein rohes unbändiges Leben viel Unheil anrichtete, er jagte seinen Wirth und dessen Leute täglich aus dem Hause, und wenn er besoffen war, so lief er mit dem blosen Säbel durch die Stadt, und jedermannn gieng ihm aus dem Wege.

H... hörte beständig über den Unmenschen klagen, und dies jammerte ihn. Einst als er in seiner Studierstube saß, aus welcher er auf den Markt sehen konnte, so hörte er auf demselben ein greuliches Fluchen und Degengeklirre, er schaute zum Feuster hinaus, und sah den Husaren dort stehen, haseliren, mit dem Säbel ins Pflaster hauen, und greulich schelten und fluchen; in dem Augenblik sank er nieder auf seine Knie, und betete in der Stille bey sich selbst; seine Frau kam darüber; nun stund er hastig auf, forderte Rok, Hut und Stok, die gute Frau gab ihm alles, merkte indessen aber was er vorhatte, sie erschrak, hielt ihn fest, er aber riß sich los, und eilte fort.

Als er auf den Markt kam, so hatte ihm der Husar gerad den Rücken zugekehrt, so daß er den alten Greiß nicht bemerkte, dieser kam also zu ihm, schlug ihn mit der Hand auf die Schulter, und sagte sehr ernsthaft: ich sage dir im Namen Jesu Christi, stecke dein Schwerdt in die Scheide, geh nach Hause, uud sey ruhig! Der Husar erschrak, stuzte, doch ermannte er sich wieder, hub den Säbel auf, und brüllte: Du T....s Pfaffe, dich soll — H... rükte näher, und sagte die vorigen Worte noch ernsthafter; nun sank der Husar auf die Knie, stammelte, und die Thränen drungen ihm aus den Augen, Herr Pastor! fieng er kläglich an, was soll ich thun? mit mir gehen! antwortete H... das that der Husar, nun las ihm der Pfarrer die Lektion vollends recht, der Husar wurde ganz verändert, begehrte seinen Abschied, H... half ihm, daß er ihn bekam, und von der Zeit an war er ein edler würdiger Mann. Dergleichen Anekdoten könnte ich viele von H... erzählen, allein ich muß weiter eilen. Er schlug alle Befö derungen aus, und blieb bey seiner armen Gemeine selbst in Armuth, weil er wohl wußte, daß sie, wenn er sie verliesse, unglüklich seyn würde.

Aus diesem wenigen sieht man, daß H... ein wahres Original war; es war eine Freude mit ihm umzugehen, und seine Gegenwart machte allemal einen tiefen Eindruk, so daß man sich

gleichsam, ohne es zu wissen, veredelt fühlte, wenn man wieder von ihm weggieng.

Hasenfeld auf seiner Seite war noch origineller: sein Wahrheitshunger war unaussprechlich, besonders in Rüksicht auf die Religion, und das künftige Schiksal der Menschheit; daß er nicht an den Symbolen seiner Kirche blindlings klebte, zog ihm viel Verfolgung von Seiten der Geistlichkeit zu, und weil er mit erstaunlichem Enthusiasmus an der Religion hieng, so wurde er den Deisten und Naturalisten lächerlich und verächtlich, besonders weil er sich öfters ungemein seltsam ausdrükte, und dadurch machte, daß jedermann von ihm redete. Z. B. wenn so etwas geschah, daß nicht gerad nach dem Lauf der Dinge zu seyn schien, so pflegte er wohl zu sagen: das sey eine Cabinetsordre Jesu Christi. Theobald schrieb ihm einst über eine gewisse Sache, und bediente sich spöttischer Ausdrücke über den Satan. Hasenfeld antwortete ihm wieder, und schrieb: Hüten Sie sich, den Satan zu lästern, denn auch der Satan ist Majestät. Brief Judä —

Einst lag ein rechtschaffener Mann in D... auf dem Todtbette. Hasenfeld besuchte ihn, so wie er zu ihm kam, sagte er: Herr W... Sie werden sterben, wenn Sie nun in den Himmel kommen, so grüssen Sie meinen Vater von mir, und sagen Sie ihm, ich sey Schulmeister der lateinischen Sprache in D... (denn ich glau-

be nicht, daß das Wort Rektor dort gilt), ich hätte seine beyden Söhne, meine Brüder, auch studiren lassen, und ich werde ferner seine Stelle bey ihnen vertreten. Solche Anekdoten weiß ich sehr viele von ihm. Ich weiß wohl, daß viele bey dieser Erzählung lachen, andere sich wundern, und noch andere darüber höhnen werden, allein ich bitte sehr ernstlich, nicht anders als mit Ehrfurcht an den verklärten Hasenfeld zu denken; denn er war in seinem Leben, und in seinem Wirken einer aus tausenden, ein großer herrlicher Mann; was liegt nun dran, ob er sonderbar, und in vielen Stücken von andern verschieden war?

Als nun H... und Hasenfeld in D... noch recht im Flor lebten, und sich Theobald in seinem Portheim fortkümmerte, so gerieth er wieder durch einen neuen Schwärmer in neue Verdrieslichkeit, die aber von einer ganz andern Art war, als die vorhergehenden.

Zu S... in Thobalds Vaterlande, wohnte ein Kaufmann, der von jeher seinen Sachen mehr aufgelegt hatte, als sie tragen konnten, und der daher in seinem Wohlstande immer mehr zurük gieng; so wie er das merkte, fieng er an, fromm zu werden, (Gott verzeih mirs, daß ich das Wort hier misbrauche,) er hielt Versammlungen in seinem Hause, predigte, besuchte oft die Herrnhuter zu N... und schlug sich überhaupt auf die Seite der Pietisten; das alles

half ihm aber gar nichts, es gieng mit ihm den Krebsgang, es kam zum Concurs, und so wurde er arm; seine brave Frau starb für Kummer, sein ältester Sohn wurde Soldat, seine Tochter und ein kleines Söhnchen behielt er noch bey sich. Er schrieb sich Schlemmer.

Als er nun im Elend war, und es ihm an Brod mangelte, so nahm er seine Zuflucht zum Landesherrn; dieser unterstüzte ihn mit Gelde, damit er doch etwas anfangen könnte, allein auch dabey war kein Segen, er suchte Hülfe bey den Pietisten, diese aber lasen ihm die Epistel, wie sie auch recht hatten, und liessen ihn dann gehen. Noch einmal erbarmte sich der Fürst über ihn, er schenkte ihm 600 Gulden, sagte ihm aber dabey, daß diß ganz gewiß das lezte Geld sey, das er von ihm zu erwarten habe.

Schlemmer nahm das Geld, nun fiels ihm ein, Medizin zu studiren, und dazu die sechshundert Gulden zu verwenden; da es nun zu D... sehr wohlfeil, und eine gute medizinische Fakultät daselbst ist, so beschloß er, dorthin zu reisen, um da zu studiren.

Der Weg von S... nach D... geht über Portheim, nun wußte Schlemmer, daß sein Landsmann Theobald daselbst Arzt sey, sobald er also dahin kam, so schikte er zu Theobald, und ließ ihm sagen, er möchte doch zu ihm kommen, denn er sey nicht recht wohl. Theobald wußte etwas von Schlemmers Ge-

schichte, aber den sonderbaren originellen Karakter dieses Mannes kannte er nicht, sonst hätte er sich in Acht genommen.

Er gieng also ins Wirthshhaus, wo Schlemmer logirte, man wies ihn zu ihm aufs Zimmer, da sah's nun curios aus; dort lag ein dicker phlegmatischer Mann, mit einem runden spizen Mäulchen, und durch die Augenwimpern blinzelten Augen, im Schlafrock im Bette, auf der andern Seite stunden Familiengemälde in Lebensgrösse längst die Wand hin; dort lag Bettwerk und Hausrath durcheinander, dort ein Pak Bücher u. s. w.. Theobald grüßte ihn, und sezte sich zu ihm ans Bett.

Nun fieng Schlemmer seine Klaglieder an, theils wegen seinem kränklichen Körper, theils wegen seiner betrübten Schiksale, und theils wegen seinem Vorhaben, daß er noch im 50sten Jahre seines Alters studiren müsse.

Auf die erste Untersuchung fand der Doktor gleich, daß Schlemmer so gesund war, wie ein Fisch im Wasser, indessen da er doch durchaus krank seyn, Liquor anodinus, Nitrum depuratum, und Tartarus vitriolatus nehmen wollte, so ließ ers ihm zu; darauf wurde vom Studienplan geredet: Schlemmer hatte 14 Stunden gereist, und von jenen 600 Gulden, die zum Studiren bestimmt waren, schon 400 verzehrt, wenn er nun so fort reiste, so kam er natürlicher Weise

mit den übrigen 200 Gulden nicht nach D... denn dahin hatte er noch 12 Stunden. Nun wars freilich November, die Täge waren kurz, die Erde überall weich, er war ein schwerer Mann, dazu hatte er all das Gepäcke und seine zwey Kinder bey sich, und das alles auf einer Kutsche, er brauchte also vier starke Pferde, um sich mit seinen Accidenzien fortzubringen; er kam also in einem Tage nicht weit, und dazu speiste er tüchtig, und das beste, das er bekommen konnte, es war also natürlich, daß die Reise etwas rechts kosten mußte. Als Theobald das alles reiflich bey sich überlegte, so fand er leicht, daß es mit Schlemmers Studiren keine leichte Sache war, er fieng daher an, ihm Rath zu geben, und schlug ihm vor, das Bettwerk ihm, oder sonst einem Bekannten in Verwahrung zu geben. Bey Leibe! bey Leibe! Herr Doktor! sagte Schlemmer, ich würde ja nicht lebendig nach D... kommen, das Bettwerk muß ich auf der Reise um mich packen, ich bin gar sehr zu Rheumatismen geneigt.

Theobald konnte sich des Lautlachens nicht erwehren, denn er stellte sich den Mann in sein Bettwerk gehüllt, in der Kutsche vor.

Aber die Bücher! fuhr er fort.

„Das sind lauter theologische, die brauch ich zu meiner Erbauung.“

Theobald mußte sich abermal wundern, daß der Mann so vieles zu seiner Erbauung bedurfte.

Genug, der Doktor fand, daß er sich da mit einem Mann eingelassen hätte, den er so leicht nicht los werden würde. Schlemmer blieb noch etliche Tage da; durch Theobalds Vorschub collektirte er sich noch hundert Thaler zusammen, und reiste nun nach D... ab. Theobald schrieb an H... Hasenfeld und an einen braven Professor der Medizin, und empfahl ihnen allen den alten Schlemmer, dies wirkte so viel, daß er für seine Person und Kinder die freye Kost bekam, auch hatte er alle seine Collegia umsonst, Kleider hatte er auch nach Nothdurft, und doch brauchte er immer Geld.

Theobald und Steinberg, die sich nun einmal seiner angenommen hatten, wollten ihn nicht gern sizen lassen, sie gaben sich daher beyde alle Mühe, um Geld für ihn zu sammlen, und es ihm nach und nach zu schicken, so brachten sie ihn ein Jahr durch; Schlemmer war auch fleißig, und in der That ein vortreflicher Kopf, er hatte vorher aus Veranlassung seines eigenen Körpers schon viele medicinische Schriften gelesen, und wurde also in dieser Zeit von einem Jahre ziemlich fähig, ein Arzt für Arme und Nothleidende, besonders für robuste Bauersleute zu werden. Wenigstens schadete er nie

durch seine Arzneien, denn sie waren immer sehr gelind.

Die gröste Noth hatte der arme Schlemmer in D... mit seinen Kosttischen, wo er speiste: denn weil er das Gnadenbrod aß, so konnte und durfte er den Küchenzettel nicht machen. Oft schrieb er gar kläglich an Theobald, daß seine Gesundheit zusehends schwächer würde, denn niemand in D... verstünde eine erträgliche Suppe zu kochen, und die Braten seyen vollends nichts nuz; ein guter Braten müsse an einem Spieß über einer Kohlenglut gebraten, und beständig Butter auf die Kohlen geworfen werden, damit der aufsteigende Butterdampf recht ins Fleisch eindringen könne. Kein Wunder, daß dieser Mann bankerutt wurde; ich würde kein Wort von ihm erzählt haben, wenn es mein Zwek nicht wäre, Menschen zu schildern, die sich der Religion rühmen, und ihr durch ihren Karakter Schande machen; denn Schlemmer predigte allenthalben, und ermahnte jeden, der ihm nur einigermaßen Gelegenheit dazu gab, zu einem gottesfürchtigen Lebenswandel, und das nicht etwa auf eine gemeine Art, denn er war ein sehr beredter und in der That sehr geschikter und belesener Mann. Die Religionsspötter sollen durch diß Werk erinnert werden, die Religion nicht mit den Gesinnungen der Menschen zu mischen, und jener nicht aufzubürden, was diesen zukommt; und eben so müssen die Freunde

des Christenthums vorsichtig seyn, und durch Auszeichnung, Lehren, Schreiben und Ermahnen sich nicht hervorthun, weil die Welt alsdann allemal ihre Handlungen strenger beurtheilt, und jeder Fehler auf Rechnung der Religion schreibt. Mit öffentlichen Lehrern verfährt man schon gelinder, denn man weiß ihren Beruf; ausserordentliche Prediger aber werden, wenn sie die Vorsehung nöthig findet, auch von ihr dazu ausgerüstet. Du aber, mein Freund! der du von Herzen ein wahrer Jünger Christi bist, predige und lehre mit guten Handlungen, und mit deinem Beyspiel.

Während dem Lauf dieses Schlemmerischen akademischen Jahrs wurden die D . . . ischen Freunde seiner herzlich müde, und Theobald hatte bey ihnen wenig Ehre und Freude von seinem empfohlenen Schlemmer. Jedermann wußte Theobalds mißliche Hausverfassung, und da er nun Schlemmer so ernstlich empfohlen hatte, so dachte man, gleich liebt seines gleichen, dazu kam noch die Feindschaft der Portheimer gegen den Doktor, die ihm allerhand Uebels wegen seiner Haushaltung nachsagten, und ihn in allerley Verdacht zu bringen suchten. H.... wurde selber kalt gegen ihn, Hasenfeld aber, der ihn genau kannnte, blieb beständig. Ein sehr lehrreiches Beyspiel, wie viel einem ehrlichen Manne daran gelegen seyn soll, sich so viel möglich ist, für Schulden zu hüten.

Der Professor der Arzneiwissenschaft zu D . . . der dem Schlemmer auch viele Liebe erzeigt hatte, entließ ihn endlich, und schrieb an Theobald, man möchte doch nun dem Mann an einen abgelegenen Ort, etwa in ein Landstädtchen verhelfen, wo er in Ruhe praktiziren und sein Brod erwerben könnte. Schlemmer kam mit diesem Briefe nach Portheim, und war nun wieder dem Theobald und dem Steinbring auf dem Halse. Nun faßten beyde den Entschluß, ihn in dem Städtchen H... vier Stunden von Portheim, zu etabliren, denn da war kein Arzt, das geschah; zudem schrieb Theobald an 36 Personen in Holland und Teutschland, die alle Schlemmers Gönner und Freunde waren, und bat sie, dem Manne mit einer Beyhülfe zu statten zu kommen, dadurch brachte ers dahin, daß ihm auf Lebenslang ein jährlich Gehalt von dreyhundert Gulden bestimmt wurde, doch mit dem Beding, daß ihm wöchentlich nur 5 Gulden sollten gereicht werden, Steinbring sollte die Kasse haben, und Theobald die Rechnung führen; das that aber nur den Winter gut, denn Schlemmer konnte nicht auskommen, im Frühjahre marschirte er wieder fort, besuchte alle seine Freunde, und bewog sie, ihm nur noch zwey Jahr alle Jahr 400 Gulden zu geben, auch das wurde ihm verwilligt, nun gieng er nach G... studierte da Theologie, predigte sehr schön, und wurde Pfarrer auf ei-

nem Dorfe, wo er aber für seine Gemeinde colcektiren mußte, nun durchzog er Land nnd Sand, collektirte und starb, so wie ich gehört habe.

Theobalds Schiksal wurde durch diese Geschichte noch unerträglicher, er wurde noch verachteter, und hatte nichts mehr zu thun; zu gutem Glück aber bekam er einen Ruf ins Herzogthum Felsenstein, wo er in der Stadt Lichtenau Physikus wurde, und also nun eine neue Laufbahn antrat.

Das sechste Hauptstück.

Lichtenau liegt über dreißig Meilen von Portheim entfernt, unser guter Doktort kam nun in ein Land, wo er ganz andre Menschen und eine höchst verschiedene Lebensart antraf. Die Gegend war reizend schön, wie ein Paradies, die Menschen sehr aufgeklärt, und zu nichts weniger als zum Pietismus geneigt; im Gegentheil waren die Geringere bloße Ceremonienchristen, und die Vornehmen entweder sorglose Nichtsglauber und Nichtsthuer, oder wahre Deisten. Hier war also Theobald wieder ein Pietist, nicht als wenn er seine Grundsätze und seine Lebensart verändert, und strenger geworden wäre, sondern weil sein Mittelweg, den er sich durch lange Er=

fahrung ausgezeichnet hatte, hier noch zum Pietismus gehörte.

Seine äußeren Umstände waren indessen hier erträglicher, er bekam ein ansehnliches Gehalt, und verdiente dazu noch so viel, daß er recht wohl bestehen konnte. Sannchen lebte auch hier viel vergnügter, indessen wurde sie doch immer kränklicher und schwächer; die paar Kinder waren auch schwächlich, und sturben binnen drey Jahren, so daß sie also keine Kinder mehr hatten. Dies mochte auch Sannchen sehr drücken, so daß sie nun allmälig anfieng auszuzehren.

Während dieser Zeit lernte Theobald wiederum zween Menschen von ganz besonderem Schlag kennen, aber auf eine Art, die ihn leicht hätte in großen Kummer stürzen können.

Er hatte einen Collegen, einen Doktor der Arzneigelahrtheit, der vor ihm da gewesen, und gern Physikus geworden wäre, allein sein läppischer Karakter machte ihn zu einem solchen wichtigen Amte unbrauchbar, dennoch aber hatte er Witz und Kopf, und so sehr er jedermann zum Narren und Spaßmacher diente, so nachdrücklich konnte er sich rächen, wenn er beleidigt wurde. Sogar hatte er große Freunde am Hofe, die mit ihm studirt hatten, und denen er zum Spion diente. Es muß wohl gemerkt werden, der Hof war katholisch, und die Unterthanen gemischter Religion, Theobald, wie bekannt, ein Protestant, der Doktor Bösewitz war aber

auch katholisch. Nun nahm sich dieser Bösewitz oder Bösewicht, wie es andere lieber aussprechen, vor, den Theobald zu stürzen, es möchte auch kosten, was es wolle; um dieses desto sicherer bewerkstelligen zu können, betrug er sich freundschaftlich gegen ihn, that ihm Gefälligkeiten, wo er konnte, und suchte jeden Verdacht aus Theobalds Herzen zu vertilgen, doch nahm sich dieser sehr für ihm in Acht, denn man hatte ihn sehr nachdrücklich gewarnt.

Zugleich hielt sich in Lichtenau ein Franzos auf, der sich mit dem Unterricht in der französischen Sprache abgab, aber aus allerhand Ursachen sehr arm war; dieser hieß zwar ein Protestant, aber er war eigentlich ein Naturalist, sonst ein Mann von einem ungeheuren Trieb, sich emporzuschwingen, voller Cabale, und übrigens sehr geschickt, belesen, und ein vollkommener Schöngeist.

An einem Sonntag Nachmittag war einst Gesellschaft in einem der angesehensten Häuser der Stadt; Theobald, Bösewitz und der Sprachmeister du Calde waren auch daselbst, es wurde gespielt, gesprochen, verläumdet, geschäkert, getrunken u. s. w. Theobald vermied solche Gelegenheiten so sehr er konnte, indessen gieng er doch zuweilen in eine solche Assemblee, um sich nicht auszuzeichnen; welches bey ihm um so nöthiger war, weil er einmal den pietistischen Anstrich hatte, und er, wenn er demselben in der That entsprochen hätte, sich unfähig

gemacht hätte, Gott und Menschen in seinem Beruf zu dienen.

Du Calde war ein wahrer Franzos, das heist moquant über solche Leute, von denen sie glauben, daß sie sich nicht rächen würden, daher sagte er laut und mit einer spöttelnden Miene: ich glaub der Herr Doktor Theobald bekümmert sich mehr um die Seelenkur seiner Kranken, als um den Körper.

Theobald blickte ihn erst an und schwieg. Bösewitz aber, dem dies in seinen Kram diente, versetzte darauf ganz treuherzig: Pfuy! Monsieur du Calde; muß man denn darüber spotten, das ist ja sehr lobenswürdig, denn am Heil der Seelen ist immer mehr gelegen, als am Körper, und dann kann man nicht sagen, daß der Herr College Ihre Patienten versäumen.

Du Calde: Ich spotte nicht Herr Doktor! au conträr! das muß jedermann sagen, daß der Herr Doktor Theobald ein recht andächtiger frommer Mann sind.

Dem Theobald stieg nun das Feuer in den Kopf, er trat vor den Sprachmeister, und sagte: wissen Sie die Gesetze einer honnetten Gesellschaft? — wir sind hier beyde Gäste, Sie marschiren also zuerst zur Thür hinaus, hiemit reichte er ihm Hut und Stock, und that ihn vor die Thür, dann nahm er auch seinen Hut und

Stock und gieng auch fort. *) Ein paar Männer sahen beyden nach, denn man befürchtete, sie möchten sich schlagen, das war aber Theobalds Sache gar nicht, er gieng ruhig nach Hause, der Sprachmeister auch; in der Gesellschaft aber gab man dem Theobald Recht, ob er gleich darinnen gefehlt hatte, daß er den du Calde vor die Thüre schmiß, denn das wäre eigentlich dem Hausherrn seine Sache gewesen; indessen was thut man nicht im Eifer! er kam ihm auch theuer genug zu stehen.

Du Calde kochte Gift und Galle über den Doktor Theobald, und sobald als Bösewitz nach Hause kam, so gieng er zu ihm, und beyde arbeiteten nun den Plan aus, wie sie den Theobald stürzen, dadurch den Bösewitz ans Physikat, und den du Calde an besseres Brod bringen möchten.

Es ist entsetzlich, wenn ein Mensch einmal im Verdacht ist, so kann er sich sehr schwer wieder davon befreyen. Theobalds Leben war allgemein bekannt, und seine frappanten Schicksale in jedermanns Munde, daher legte man ihm auch sogar die unschuldigsten Sachen entweder für Pietisterey, oder doch für Folgen derselben aus. Dies gab denn den Grund zu jenem höllischen Plan, den beyde ausstudirten.

*) Dies ungestüme und hitzige Verfahren scheint nicht in Theobalds Karakter zu liegen, und doch ist die Sache faktum.

Um ihn nun desto eher in die Falle zu stürzen, mußten beyde sich um seine Freundschaft bewerben, und sich so betragen, als wenn sie's recht gut mit ihm meinten; sie hoften, er werde sich dann weniger für ihnen in Acht nehmen, denn sie glaubten über das alles, er sey kein Politikus, sondern ein treuherziger und etwas dummer Mann. Dem zufolge fieng Bösewitz an, den Theobald fleißiger zu besuchen, als sonst, er consultirte ihn wegen vielen Kranken, gab ihm in vielen Stücken treuen Rath, und betrug sich so, daß Theobald wirklich glaubte, er sey sein Freund geworden; dem ungeachtet aber nahm er sich sehr in Ach, und sagte nicht mehr, als er vor jedermann verantworten konnte.

Du Calde an seiner Seite versäumte ebenfalls nicht, seine Rolle zu spielen, der war nun noch feiner, denn er kam anfänglich nicht zum Theobald ins Haus, sondern bey der ersten Gelegenheit, wo er ihn nach jenem Vorfall bey der Gesellschaft wieder traf, that er ihm für seine Beleidigung die treuherzigste Abbitte, sogar gieng der abscheuliche Mensch so weit, daß er klagte, er fühle sein Gewissen beschwert, weil er so oft über die Religion gespottet habe. Doch auch hier nahm sich Theobald in Acht, denn von Religionssachen sprach er kein Wort mit ihm. Beyde brachten ihn also von dieser Seite nicht in die Falle, doch hörten sie nicht auf, ihn zu

besuchen, und zugleich alle Mittel anzuwenden, ihn zu stürzen.

Endlich bot sich eine Gelegenheit von selbst an: zu Lichtenau fanden sich etliche Jungfern und Weiber, welche zwar eigentlich keiner Schwärmerey beschuldigt werden konnten, aber weil sie Sonntags Nachmittags, so wie sichs schickte, zuweilen beysammen saßen, und sich über das, was den Vormittag war geprediget worden, unterredeten, auch wohl sonst noch in einem erbaulichen Buche lasen, so hieß man sie denn doch Pietisten, und das war genug, sie zu hassen. So weit ists mit der christlichen Religion gekommen, man darf sich über alles in der Welt gesellschaftlich besprechen, man darf in den Wirthshäusern haufenweiß beysammensitzen, und die gröbsten Laster begehen, dagegen kräht kein Hahn; sobald man aber nur anfängt, gesellschaftlich von den Mitteln zu seiner wechselseitigen Vervollkommnung von der Religion, zu reden, und darüber Plane zu entwerfen, so schreyt alle Welt, und jeder befürchtet Umsturz der Staatsverfassung. Warlich, das ist sonderbar! — ein Phänomen, das unglaublich seyn würde, wenn es nicht die tägliche Erfahrung bestätigte.

Es ist wahr, dieses ganze Buch ist ein sehr wichtiges Zeugniß der Wahrheit gegen die besondern Versammlungen, die die Religion zum Zwek haben, denn alle die schreklichen Geschichten, die ich erzählt habe, waren Folgen dersel-

ben; im Anfang sind sie gemeiniglich gut gemeint, aber allmälig mischt sich fast allemal die Schwärmerey dazu, und so gehts zum Verderben, und zum äussersten Nachtheil der Religion aus. Allein, ist denn kein Mittelweg möglich? Soll man denn nicht essen und trinken, weil das Fressen und Saufen so viel Unheil nach sich zieht? Die Lehrer des Volks sollen darauf Acht geben, und wenn sich gute brave Leute zu heilsamen Zwecken versammeln, so sollen die Prediger daselbst erscheinen, und sie führen und unterrichten, anstatt sich entweder nicht an sie zu kehren, oder gar auf den Kanzeln gegen sie loszuziehen, dadurch machen sie übel ärger. Wenn dieser Vorschlag überall ausgeführt wird, so stehe ich für alle böse Folgen, und behaupte, daß alsdann solche Erbauungstunden auf eine weise und kluge Art geleitet, unendlich nutzen werden. Doch ich fahre fort zu erzählen.

Jene braven und frommen Weibspersonen, von denen man nicht das geringste Verdächtige wußte, waren denn doch allgemein als Pietisten verhaßt, weil sie zuweilen auf oben beschriebene Art zusammen kamen, und eingezogener, als andre lebten. Eine darunter hatte einst wegen ihrer Gesundheit mit Doktor Theobald zu sprechen, da er nun just nicht bey der Hand war, so unterhielt sich Sannchen mit ihr; da sie nun sehr vernünftig von Religionssachen sprach, so ließ sich Sannchen mit ihr ein, und beyde wur-

den vertraut mit einander. Die Jungfer invitirte nun Sannchen auf einen Nachmittag in ihren Garten, Sannchen sagte das zu, und Theobald hatte auch nichts dagegen einzuwenden.

Diese Visite wurde also an einem schönen Nachmittag vollzogen; Sannchen gieng in den Garten, und gegen den Abend spazierte Theobald auch hin, um seine Frau abzuholen. Als er nun durch den Garten hin und in die Laube trat, so fand er fünfe dieser frommen Weibspersonen daselbst beysammen; auf dem Tische lagen Bibeln, Gesang- und andere erbauliche Bücher, zwischen Johannisbeeren, Weisbrod, Kuchen und dergleichen; der Frau Doktorin war in dieser Gesellschaft wohl, aber ihr Mann stuzte, denn er kannte die Gefahr besser, als sie, indessen sezte er sich, man legte ihm zu essen vor, und indem er genoß, was man ihm gab, redete er folgendergestalt zu den Frauenzimmern:

„Meine lieben Freundinnen! erlauben Sie „mir, daß ich Ihnen eine Erinnerung gebe, die „mir wegen Ihnen sehr am Herzen liegt: Sie „kommen öfters zusammen, um sich zu erbauen, „thun Sie das nicht, ich bitte Sie darum, es „stiftet warlich mehr Schaden als Nutzen. Das „wahre Christenthum besteht im Thun, im Liebeüben, im Demüthigseyn, in der Furcht gegen „Gott, und dergleichen, und nicht im Beysammensitzen, und fromme Empfindungen haben;

„wenn Sie mir einwenden: das gemeinschaftliche „Erbauen sey aber ein vortrefliches Mittel, sich „zu jenen guten Werken und im Glauben zu „stärken, so antworte ich: Wenn ein Mittel auf „einer Seite noch so nüzlich, auf der andern „aber eben so und noch weit mehr schädlich ist, „so ist es durchaus unerlaubt; da nun dergleichen „Versammlungen erstlich in sich selbst viel weni„ger nüzen, als man glaubt, denn fürs erste ist „nicht jede fromme Empfindung gut, und ich „weiß aus vieler Erfahrung, daß solche Versamm„lungen weit mehr geschadet, als genuzt haben, „und fürs zweite schleicht sich fast immer ein Sek„tengeist bey solchen guten Leuten ein, so daß sie „sich und die Ihrigen für weit besser halten, als „andre, und das ist schon abscheulich; und fürs „andre; da man auch dadurch Aufsehen macht, „und das Publikum gegen das Christenthum em„pört, so halte ichs durchaus für unerlaubt, sich „solcher Erbauungsmittel zu bedienen, ein jeder „lese, bete und singe für sich im Verborgenen, „lasse dann seine gute Handlungen, sein Licht „leuchten, so sehr er kann, und bediene sich end„lich der öffentlichen Erbauungsmittel in der Kirchen, so wird er viel weislicher handeln u. s. w." Nun nahm Theobald seine Frau an den Arm, und wanderte nach Haus.

Den folgenden Tag war die ganze Stadt voll Gespräch über den Doktor Theobald und seine Frau; man sagte laut in allen Gesellschaften,

er habe im Garten einen Conventikel gehalten, und daselbst gepredigt; nun wurde noch so viel dazu gedichtet von Briefchen schlucken, und von andern läppischen Sachen, die nicht einmal nennenswerth sind, daß die Sache den Magistrat und die Geistlichen von allen Religionen aufmerksam machte, besonders da Theobald von jeher den Verdacht gegen sich hatte.

Dieser Vorgang kränkte ihn und seine Frau aus der Massen, alle Vorsicht hatte ihn also nichts geholfen, und er spürte nun von dem Augenblik an, daß seine Nahrung wieder zu sinken anfieng. Er und seine Frau sezten sich beysammen und weinten Stunden lang, alle Entschuldigungen halfen nichts, denn Bösewitz und du Calde wendeten allen Fleiß an, die Sache immer auf der verdächtigsten Seite vorzustellen, und immer im Andenken zu erhalten; sie hatten auch nicht versäumt, alles so schwarz und verdächtig an den Hof zu berichten, als nur möglich war.

Diese beyden bösen Menschen waren die Urheber der ganzen Schwätzerey: denn da sie den Theobald beständig in geheim beobachteten, so waren sie ihm auch von weitem in den Garten nachgeschlichen, und hatten sich dort nicht weit von der Laube hinter einer Hecke gelegt, und also alles mit angehört.

Der Beichtvater des Herzogs und noch andre mehr, brachten es also bald dahin, daß Theobald vollkommen cassirt wurde. Dieser bekam Wind davon, und er wäre durch den Kummer ganz zu Boden gedrükt worden, wenn ihn nicht sein alter würdiger Freund Bosius abermal gerettet hätte; meine Leser werden sich wundern, wie das zugieng, da dieser so weit von ihm entfernt lebte? aber eben das war er nicht, denn auch dieser war endlich durch die Vorsehung weiter geführt worden, man hatte ihn zum Generalsuperintendenten berufen, und er wohnte in der Residenz Felsenstein. Sobald er also hörte, daß Theobald cassiret worden (dieser hatte ihm aber auch die wahre Liegenheit der Sache geschrieben), so reiste er nach Lichtenau, ihn zu besuchen, und so kam er noch vor dem hinkenden Boten an; er tröstete ihn also über den Punkt vollkommen, und sagte ihm, er wisse eine vortrefliche Gelegenheit für ihn, denn er habe vom Fürsten von T... den Auftrag einen Leibarzt für ihn zu besorgen. Theobald kränkte sich also über seine Lage nicht mehr, denn er schöpfte nun wieder neue Hofnung.

Jezt war nun der Zeitpunkt vorhanden, in welchem Sannchen den Weg alles Fleisches gehen sollte; sie war immer eine edle fromme und verständige Person gewesen, sie hatte ihren Mann unaussprechlich geliebt, und auch unaussprechlich seinetwegen gelitten; dagegen liebte er sie über

alles; und beyde hatten nun lange genug die traurigen Folgen ihrer auf Fanatismus gegründeten Heurath empfunden, und in der Leidensschule Weisheit gelernt. Dafür sollte nun Sannchen in der Ewigkeit belohnt, und Theobald als ein geübter Streiter noch hier eine Zeitlang zum Besten der Menschen, rechtschaffen gebraucht werden.

Meine Absicht ist hier nicht, Beyspiele frommer Kranken und Sterbenden aufzustellen, sonst würde ich vieles von Sanchens Sterbebette sagen können; genug! sie starb nach einem vierteljährigen Krankenlager, wie eine wahre Christin, sanft und selig.

Theobalds Leiden waren in diesem Fall ausserordentlich, wie man leicht denken kann; er war nun wieder allein in der Welt, aber auch deswegen freyer und geschikter, den Rath der Vorsehung über ihn auszuführen. Nun glaubte er zuverlässig, er würde Leibarzt des Fürsten von T... werden, alles war auch gehörig dazu eingeleitet, und doch war der Weg der Vorsehung ganz anders ausgezeichnet, wie ich nun umständlich erzählen will.

Das siebente Hauptstück.

Einst als Theobald einsam in seiner Studierstube saß, und sein Sannchen schmerzlich beweinte, auch innerlich um Trost und Beruhigung zu Gott seufzete, ließ sich ein Fremder bey ihm anwelden. Theobald ließ ihn zu sich kommen; der feine Anstand dieses Mannes, mit einem sehr simpeln Anzug vereinigt, machte einen ungemeinen Eindruk auf den Doktor; dieser präsentirte ihm einen Stuhl, und jener sezte sich. Herr Doktor! fieng er an: Ihre Schicksale sind mir von Jugend auf bekannt, und mir dünkt, Sie sind jezt in einer Lage, die Sie zu grossen Dingen fähig macht; Ihre vielen Erfahrungen und Prüfungen machen mir auch Hofnung, Sie werden jezt den glüklichen Mittelweg zwischen Unglauben und Aberglauben gefunden haben, und sich hinführo für Abwegen, sowol nach der einen als andern Seite zu hüten wissen.

Theobald wunderte sich über diese freye Anrede eines Mannes, den er in seinem Leben nie gesehen hatte, aus der massen, und sein Herz war nicht ganz ohne Empfindlichkeit darüber, doch verbarg er diese, und antwortete: Mein Herr! ich habe nicht die Ehre, Sie zu kennen, und ich wundre mich sehr, daß Sie auf Kenntniß meines Karakters Anspruch machen. Der Fremde lächelte und sagte: Nehmen Sie mir nicht übel, daß ich so frey mit Ihnen spreche, denn

ich vermuthe mir bald ein Recht dazu verschaffen zu können, ich will Sie zu einem glüklichen Manne machen, wenn Sie anders einen sehr grossen Wirkungskreiß, Gutes zu thun, und ein sorgenfreyes Auskommen für Glük zu halten.

Diese Worte giengen dem Theobald durch die Seele, doch mäßigte er seine Empfindung, denn er war gewitziget worden, und sagte: Mein Herr! auf diese beyden Stüke, die Sie da anführen, gieng von jeher mein ganzer Trieb aus, und noch nie war ich in der Lage, ihm Genüge leisten zu können. „Das weiß ich, aber jetzt sollen Sie in die Lage kommen, wenn Sie nur wollen.“ Mein Herr! verzeihen Sie, ich muß Ihnen etwas sagen: ich bin sehr oft in Verbindungen getreten, für deren Nutzen und großen Zweck ich mein Blut vergossen hätte, und am Ende giengs allemal auf ein Lami aus.

„Von Verbindung ist hier gar keine Rede, „es ist die Frage: ob Sie entschlossen sind, sehr „heilsame und offenbar gemeinnützige Aufträge „auszuführen, und sich selbst dadurch ein ehrliches „Auskommen zu verschaffen?

Das wäre meine größte Freude.

„Wollen Sie mir denn erlauben, daß ich Sie „über einig Punkte frage, und mir Ihre Meinung darüber ausbitte?

Von Herzen gerne.

„Nun so sagen Sie mir denn: Was ist die „Bestimmung des Menschen in diesem Leben?

zur Verherrlichung seines Schöpfers zu leben.

„Wie verherrlicht man den Schöpfer? Sie „bestimmen sich nicht genau.

Wenn man seine Gebote hält.

„Können Sie mir nicht mit ein paar Wor„ten den Innhalt aller Gebote Gottes sagen?

O ja! Gott lieben über alles, und den Nächsten wie sich selbst.

„So weit giengs nach dem Schulkatechis„mus; aber nun weiter: Was heißt Gott über „alles lieben? jetzt bin ich mit der Schulknaben„antwort nicht zufrieden.

Ich auch nicht: Gott über alles lieben heist, seine Gebote halten, keins übertreten, und wenn man auch alles darüber einbüssen müßte; und indem man die Befehle Gottes ausführt, muß man immer die Ehre, Heiligung und Verherrlichung seines Namens, und nicht eigene Ehre, Nutzen und Ruhm im Auge behalten.

„Das ist recht! das ist vortreflich!

Alle Befehle Gottes haben die Beglückung seiner Geschöpfe, und besonders der Menschen, zum Zweck, und jede Wirkung zur Glückseeligkeit der Menschen, ist Befehl Gottes; Menschen beglücken, heist, sie lieben, und es aus Gehorsam gegen Gott, und als in seinem Dienst thun, heißt Gott lieben. Dies ist nach meinem Sinn Bestimmung des Menschen; hierzu gehört dann noch die Pflicht, sich selbst nach Verstand und

Willen immer mehr zu vervollkommen, damit man zu immer grösserem und ausgebreiteterem Nutzen wirken könne.

„Sie haben ganz nach dem Sinn der Reli„gion und der Wahrheit geantwortet. Damit „wären wir also fertig. Wollen Sie so gütig „seyn, uud mir diese Frage schriftlich beantwor„ten? — stutzen Sie nicht darüber, Sie können „das ja ohne Anstand.

Theobald wunderte sich über alle Maßen, wo das Ding am Ende hinaus wollte, bald fieng er an zu hoffen, bald zu fürchten; doch nahm er sich fest vor, behutsam zu seyn; indessen konnte ihm der Aufsatz über die Bestimmung des Menschen keinen Schaden zufügen, er versprach ihn also zu machen; nun fragte der Fremde noch, binnen welcher Zeit er ihn gedächte fertig zu haben? Theobald sagte ihm, am Abend. Gut! versetzte der Fremde, darauf verlaß ich mich aber auch, denn ich eile; nun empfahl er sich und gieng fort.

Jetzt war der Doktor allein, alles Denken und Nachsinnen half ihm nicht, es verdroß ihn, daß er nicht gefragt hatte, wo der Fremde logire, oder wer er sey? — daher war ihm alles wie ein Traum, oder wie eine Erscheinung. Indessen er mußte sich jetzt beruhigen, und seine Frage beantworten, welches denn auch bald und leicht geschehen war.

Als er nun alles vollendet hatte, und voller Gedanken gegen Abend vor das Thor hinaus gieng, um zu spazieren, so traf er in der Allee seinen Fremden mit noch einem Fremden an, der ihm aus allen Umständen vornehmer zu seyn schien, als der erste, ob er gleich noch schlechter geklei= det war.

Theobald wunderte sich bey sich selbst, und freute sich auch zugleich, denn er hofte nun nähern Aufschluß von der Sache zu bekommen. Der erste Fremde war sehr freundlich gegen ihn, und fragte ihn, ob er seine Frage beantwortet habe? Theobald antwortete ja! und zog sie aus der Tasche; der Fremde nahm sie und las sie über dem Spazirengehen seinem Kameraden vor, der dann auch sein Vergnügen darüber be= zeigte; übrigens aber sich so betrug, als wenn Theobald gar nicht zugegen wäre.

Nun fieng der Doktor von weitem an, sich zu erkundigen, aber da war alles vergebens, er erfuhr nicht einmal, wo sie logirten, viel weni= ger wer sie wären; der Fremde, der sehr wohl wußte, daß dies geheimnißvolle Betragen den Theobald nothwendig abschrecken müsse, er= griff ihn also an der Hand, und sagte: Herr Doktor! daß Sie behutsam sind, dazu haben Sie große Ursache, Sie sollen sich aber auch zu nichts ver= binden, dessen Werth Sie von Anfang bis zu Ende nicht ganz vollkommen einsehen können, und dann haben Sie doch noch immer freye Wahl;

bey diesen Worten zog er seine Börse aus der Tasche, und zahlte ihm drey Carolinen in die Hand und sagte: dieses Geld wenden Sie zum besten Gebrauch an, nach Ihrem eigenen Gutbefinden; morgen Nachmittag um vier Uhr will ich Sie besuchen, und dann sagen Sie mir aufrichtig, was Sie damit gemacht haben.

Der Doktor stutzte gewaltig; anfänglich kams ihm vor, als wenn die drey Carolinen ein Geschenk für ihn seyn sollten, daher bedachte er sich ein wenig; plötzlich aber fiel ihm die eigentliche Meinung des Fremden ein, er nahms also und sagte: Wohl! ich will sehen, was ich damit anfange. Als er nun merkte, daß die Fremden lieber allein waren, so verließ er sie und gieng fort.

Theobald wandelte einsam für sich hin, er war so in Gedanken vertieft, daß er auf einsame Wege gerieth, und sich endlich lange besinnen mußte, wo er war; er überlegte hin und her, was es für eine Bewandniß mit dem Fremden haben möchte, er konnte aber weder vor noch hinter sich kommen. Auf einer Seite war ihm nichts wünschenswerther, als der Antrag des seltsamen Mannes, und er freute sich von Herzen darüber, auf der andern aber schien ihm auch das Geheimnißvolle in der That verdächtig; er beschloß daher sehr behutsam zu seyn, und keinen Schritt zu thun, der ihn einst gereuen könnte.

Gegenwärtig glaubte er also, es sey seine Pflicht, auf die beste Anlage der drey Carolinen zu denken.

Nach langem Nachsinnen fiel ihm ein Anschlag ein: in Lichtenau war kürzlich ein Strumpfweber gestorben, der eine Frau mit sechs Kindern ohne Broderwerb nachgelassen hatte; seine langwierige Kränklichkeit hatte ihn in Schulden gesteckt, und man hatte der Wittwe den Strumpfstuhl weggeschätzt, den doch der älteste Sohn, der seines Vaters Handwerk sehr wohl verstund, hätte brauchen, seine Mutter und Geschwister ernähren, und allmälig die Schulden bezahlen können. Besser konnten also nach Theobalds Meinung die drey Carolinen nicht angewendet werden, als wenn er den Strumpfstuhl für die arme Wittwe damit einlösen würde; flugs lief er nach Hause, und gieng zu dem Gläubiger, der den Stuhl an sich gezogen, aber zu gutem Glück noch nicht verkauft hatte; mit diesem accordirte er auf zwo Carolinen, denn mehr hatte er eigentlich nicht zu fordern; allein der Gläubiger wollte gern noch etwas gewinnen, Theobald aber redete ihm so ins Gewissen, daß er endlich nachgab, nun kaufte er für den andern Carolin auch Wolle, und nun gieng er mit den reinsten Empfindungen der Wollust und Freude zu der armen Wittwe, und sagte zu ihr: er habe ein Präsent von dreyen Carolinen von einem unbekannten Freunde für sie bekommen, mit diesem Gelde habe er ihr den Stuhl wieder

losgekauft, und auch Wolle erhandelt, sie könne also beydes abholen lassen.

Die hohe Freude der armen Wittwe kann sich niemand vorstellen, der sie nicht selbst erfahren hat; sie weinte, sie wollte vor ihm auf die Knie fallen, allein Theobald eilte mit Augen voll Wasser fort, und sagte: danke sie dem himmlischen Vater, ich habe nichts bey der Sache gethan, als was ein treuer Bedienter thut, dem sein Herr ein Almosen giebt, um es einem Armen zu geben; so wurde eine Familie mit drey Carolinen gerettet.

Theobald freute sich innig über das Gelingen dieser guten Handlung, und erwartete den Zeitpunkt mit Verlangen, an welchem er dem Fremden Rechenschaft davon geben konnte. Dieser kam; denn den folgenden Tag Nachmittags um vier Uhr erschien er wieder ganz allein in Theobalds Studierstube; dieser erzählte ihm nun, was er mit dem Gelde angefangen hätte; der Fremde fiel ihm um den Hals und sagte: das haben sie gut gemacht; nun setzte er sich, und fieng an: „Es besteht eine Gesellschaft durch „ganz Europa, und ich mag wohl sagen, durch „die ganze Welt, die sichs zum heiligsten Gesetz „gemacht hat, den höchsten Grad der Vollkom„menheit zu erreichen, der Menschen möglich ist, „zu dieser Gesellschaft gehöre ich, und der Freund, „den Sie auf dem Spaziergange bey mir sahen, „ist einer von unsern Vorstehern; wir suchen Len=

„te, die Kopf und Herz haben, in unsre Ver„bindung zu ziehen, und darum haben wir Sie „aufgesucht, Ihnen wird durch uns, und uns „durch Sie geholfen werden.

Jetzt gieng dem guten Theobald ein grosses Licht auf, er lächelte und sagte: jetzt weiß ich, was es zu bedeuten hat, wollen Sie mir aber erlauben, daß ich einige Einwendungen dagegen mache?

„So viel Ihnen gefällig ist.

Es giebt allenthalben Verbrüderungen, Verbindungen oder Logen, wo man der vernünftigen Welt jenen großen Zweck vorheuchelt, besieht man aber die Sache beym Licht, so läufts auf bloße Ceremonien, Tändeleyen und Puppenspiel aus. Meister und Gesellen wissen nichts nnd thun nichrs, die obern scheinen Geheimnisse zu besitzen, womit sie die untern lange äffen, indessen wird weder Verstand noch Herz gebessert; statt dessen schrepft man Geld zusammen, und verschwendet es oft auf eine solche Art, die der Menschheit Schande macht. Dies alles weiß ich von dem so berühmten Freymaurerorden, und das hat mir wahre Verachtung gegen denselben eingeflößt.

„Sie haben vollkommen recht, und das ist „das Unglück noch nicht allein: können Sie wohl „glauben, daß sich Ungläubige, Freygeister, „Himmelsstürmer, Leute, die immer das Wort „Freyheit im Munde führen, aber unter diesem „geheiligten Ausdruck nichts anders verstehn, als

„Zügellosigkeit unter der Larve der Maurerey zu„sammen verbinden, und unendlichen Schaden „anrichten?

Auch davon habe ich dunkle Gerüchte gehört, aber ich konnte es nicht glauben, denn was darf die Welt nicht lästern?

„Nein, das ist nicht gelästert, es ist pure „Wahrheit, und solche Logen verursachen, daß „die Regierungen hin und wieder aufmerksam wer„den; und wo sie keine Kenntnisse von der Sa„che haben, da legen sie dem ganzen Orden zur „Last, was eigentlich nur jene Mißgeburten tref„fen sollte. Aber der wahre eigentliche Freymau„rerorden hat keinen andern Zweck, als sich selbst „zum besten Menschen zu bilden, seinen eigenen „Verstand so sehr zu vervollkommnen, als mög„lich ist, um sich dadurch zum Dienst Gottes und „der Menschheit immer geschickter zu machen; und „dies letztere ists eigentlich, wohin alles zielt.

Aber erlauben Sie mir, wenn das der eigentliche wahre Zweck ist, wozu dann eine solche geheime Verbindung? — dazu hat ja ein jeder Christ seine hohe Verpflichtung!

„Darüber will ich Ihnen den wahren Auf„schluß geben: Es ist eine ausgemachte Sache, „wenn viele Menschen ihre Kräfte zu einem ge„meinschaftlichen Zweck vereinigen, so wird er „gewiß in höherm und vollkommenerm Grad er„reicht, als wenn jeder seinen eigenen Weg geht,

„und allein wirkt; je grösser nun eine solche Ge-
„sellschaft ist, desto besser.

Sie haben recht, aber wozu das Geheim-
nißvolle, wozu die Hieroglyphen und Ceremonien,
wozu der theure Eid?

„Auch darüber will ich Ihnen sagen, was ich
„Ihnen jetzt sagen darf, denn alles können Sie
„noch zur Zeit nicht fassen: es giebt gewisse Wahr-
„heiten, die der Schlüssel zu den wichtigsten Ent-
„deckungen sind, die aber ohne eine lange Kette
„von Vorbegriffen nicht erkannt und verstanden
„werden können; würden nun jene Wahrheiten
„öffentlich bekannt gemacht, so würde ein grosser
„Theil Menschen gar nicht darauf achten, eben
„so wenig als der Bauer auf einen ungeschliffe-
„nen Diamanten, den er im Wege nicht aufhebt;
„wieder ein grosser Theil würde sie nicht für Wahr-
„heiten erkennen, sondern für Hypothesen, oder
„gar für Schwärmerey, weil solche Menschen
„nicht durch die vorbereitenden Begriffe geleitet
„worden. Und wieder andere, die fürchterlichste
„Menschenklasse, denen sie gar nicht in ihr Sy-
„stem passen, würden toben, wüten, schreyen
„und verfolgen. Sehen Sie, daher ist das Ge-
„lübde der höchsten Verschwiegenheit nöthig.

Das alles begreife ich wohl, und ich finde
diese Einrichtung vernünftig; ich wundre mich
aber sehr, daß das Freymaurer-Geheimniß noch
nie entdeckt worden, denn viele sind doch wieder
ausgetreten, viele Logen sind zertrümmert, und

es scheint fast unmöglich, daß nicht einer oder andrer sollte geplaudert haben.

„Kann einer ausplaudern, wenn er nichts „weiß?

Gewiß nicht! daraus folgte also, daß der Orden kein Geheimniß hat!

„Das folgt gar nicht; erstlich erfährt keiner „das Geheimniß anders, als durch lange Prü„fungen und Uebungen, und wer in allen bestan„den ist, der plaudert gewiß nicht, er tritt nie„mals aus, und seine Loge kann keine königliche „Macht zertrümmern; und zweitens ist auch das „Freymaurer-Geheimniß unaussprechlich, wenn es „auch einer entdecken wollte, so kann er nicht.

Das begreif ich warlich nicht.

„Das kann wohl seyn; ich wills Ihnen durch „ein Gleichniß begreiflich zu machen suchen. Ge„setzt: ein Freund führte Sie durch ein kleines „Pförtchen in einer sehr hohen Mauer in einen „Hof, hier fänden Sie Steine von wunderbarer „Art und Gattung; nun sähen Sie wohl, daß „das Steine wären, aber für ihre wunderbaren „Eigenschaften hätten Sie keine Worte? wie „wollten Sie dem, der sie nicht gesehen hat, „diese Steine beschreiben? Ferner: man führte „Sie nun wieder durch ein enges Pförtchen in ei„nen zweiten Platz, und nun sähen Sie die obige „Steine polirt, und zu Säulen, Gesimsen und „Zierrathen von mancherley Art gebildet; endlich „kämen Sie in den dritten Hof, und nun stünde

„da ein Gebäude von unbeschreiblicher Schön=
„heit, Pracht und Mannigfaltigkeit; sagen Sie
„mir, wie wollten Sie das alles einem, der die
„Sache nicht kennt, begreiflich machen?

Ich sehe wohl ein, daß das nicht möglich ist, aber ich begreif bey dem allen doch die Sache nicht.

„Das ist sehr natürlich, denn wenn Sie sie
„begriffen, so wäre sie kein Geheimniß, und doch
„kann ich mich auch nicht deutlicher ausdrücken;
„eben darum hat der Orden Hieroglyphen, weil
„seine Wahrheiten keiner Worte fähig sind; ein
„Bild, eine Figur, ein Emblem ist von einem
„sehr großen Umfang, es stellt sehr viel vor. Zu-
„dem spannen die Hieroglyphen die Forschungs=
„kräfte an, man möchte gern wissen, was da=
„hinter steckt, man wird also eifrig und thätig.

Warlich! Sie haben mir ein großes Licht angezündet, nur möchte ich noch gern wissen, warum man einen so theuren Eid schwören muß, wenn man doch das Geheimniß nicht entdecken kann?

„Eben darum, weil mans nicht entdecken
„kann, so muß man schlechterdings gar nichts
„davon reden, damit alle Mißbegriffe und Läste-
„rungen verhütet werden. Und dann erfordern
„alle gute Handlungen Verschwiegenheit, die linke
„Hand muß nicht wissen, was die rechte thut;
„zudem wird von Uebelgesinnten und Mißgünsti-

„gen immer den besten Absichten entgegen gear„beitet, wenn sie vorher bekannt sind.

Noch eins: es deucht mich immer sehr gefährlich zu seyn, sich in eine geheime und so vielbedeutende Verbindung einzulassen, wenn man nicht sicher ist, daß nicht unter dem Vorwand der Selbstvervollkommnung, der Wohlthätigkeit, und guter Handlungen, auch in der besten Meinung, Dinge unternommen werden, die der Religion und der Staatsverfassung, mithin den ersten Pflichten des Menschen gerad zuwider laufen, und also höchstgefährlich sind.

„Das kann nur ein Mensch befürchten, der „die Einrichtung und die wahre Gestalt des Or„dens nicht kennt, und es ist ihm auch nicht übel „zu nehmen, wenn er vor dem Eintritt in densel„ben bedenklich ist. Ich will Ihnen auch dar„über den wahren Aufschluß geben: Die Regeln „des Freymaurerordens haben mit den Religions„systemen gar nichts zu thun, sie haben keinen „Bezug auf den Glauben und die Meinungen ei„nes Menschen, nur das ist erforderlich, daß „man Christum als den Erlöser der Welt erkenne, „und die Bibel für Gottes Offenbarung an die „Menschen halte. Was die guten Handlungen „betrift, so wird keiner zu rigend etwas gezwungen „oder angehalten, was er nicht selbst mit voller „Ueberzeugung für sehr gut und edel hält; so„bald also ein Ordensglied sieht, daß etwas un-

„ternommen wird, das der Staatsverfassung droht, „oder bedenklich ist, so ist er seines Eids entlassen, „denn es wird in demselben wesentlich ausbedun„gen, daß niemand gehalten seyn soll gegen seine „Ueberzeugung zu handeln.

Wenn sich die Sache so verhält, so kann ja einer austreten wenn er will?

„Ohne Anstand.

Auf die Weise trage ich keinen Augenblick Bedenken mich aufnehmen zu lassen.

Nun sprachen beyde noch ein und anderes über diese Materie, und der Fremde invitirte den Theobald zum Abendessen, wo er nun beyde kennen lernte; der ihm noch unbekannte Fremde war der Graf von S... und der andere der Baron von Z...; der erste Auftrag, den sie ihm gaben, war, sich binnen drey Wochen hier in Lichtenau fertig zu machen, und dann eine Reise nach K... anzutreten, der Baron versprach alsdann wieder zu kommen, um ihn mit dem nöthigen Reisegeld und mit dem gehörigen Unterricht zu versehen. Des andern Morgens reisten die beyden Fremden fort, und hinterließen unsern Theobald in einer seltsamen Gemüthsverfassung.

Bosius hatte in so manchen Verhältnissen dem Theobald Rath und Hülfe geleistet, daher hielt es der letztere auch für Pflicht, keinen Schritt zu thun, ohne den ersten vorher um Rath gefragt zu haben; er schrieb ihm also den ganzen Vorfall mit den Fremden weitläuftig und

umständlich, und er erhielt bald die völlige Einwilligung dieses seines wahren Freundes, und nun erfuhr er erst, daß Bosius selbst schon lange in der Verbindung gewesen war. Dies wunderte den Theobald sehr, und er wurde dadurch vollkommen beruhigt.

Im Vorbeygang muß ich doch noch bemerken, daß weder Bösewitz noch du Calde durch Theobalds Sturz ihren Endzweck erreichten: denn der erste wurde nicht allein nicht Physikus, sondern auch sogar allgemein verhaßt, so daß er seine Praxis ganz verlor; du Calde wurde von seinen Gläubigern eingeklagt, ihm wurde alles verauctionirt, nakt und blos mußte er fortwandern, und nun konnte er betteln, wo er wollte.

Theobald machte sich indessen in der Stille reisefertig; nach dreyen Wochen kam der Fremde und brachte ihm Reisegeld, zugleich unterrichtete er ihn in allem, was er zu beobachten hatte, und nun giengen beyde mit einander fort; unterwegens trennten sie sich aber, der Baron reiste nach F... und Theobald, mit den gehörigen Briefen versehen, nach K....

Mit diesem Zeitpunkt wird Theobalds Geschichte sehr geheim, und ich finde keine Spur mehr, aus welcher ich Nachrichten schöpfen könnte, ich kann also blos seine öffentlichen Schicksale beschreiben, und diese sind immer wichtig genug, um das Publikum theils zu belehren, theils zu

warnen, und endlich auch wiederum den hohen Gang der Vorsehung zu verherrlichen.

Zu K... ließ er sich also förmlich in den Freymaurerorden aufnehmen, und nun verließ er seinen Beruf, die ausübende Arzneykunde, und legte sich auf die Weltweisheit und damit verwandte Wissenschaften, die ihm ohnehin auch viel angenehmer und seinem forschenden Genie angemessener waren. Der Plan seines zukünftigen Lebens forderte es so, sonst hätte er auch als Arzt ungemein viel Gutes wirken können.

Kaum war er aufgenommen, als ihn der Fürst von B... zum Hofmeister seines Erbprinzen berief, den er in der Philosophie unterrichten sollte. Nebenher aber hatte der Fürst die Absicht, ihn näher kennen zu lernen, um ihn im Verfolg zu andern wichtigen Geschäften brauchen zu können; denn er war selbst ein sehr guter Maurer, und von Geist und Herzen ein vortreflicher Mann.

Theobald nahm diesen Beruf mit Freuden an, denn einen Erbprinzen zu unterrichten, und noch besonders in der Philosophie, das schien ihm eine Saat zu seyn, wo er zu seiner Zeit tausendfältig würde erndten können. Der Erbprinz war zwölf Jahr alt, und fieng just an selbst zu denken, auch seine Mutter, die Fürstin, war eine fromme verständige Dame, die dem Hofmeister nicht das geringste in den Weg legte, das ihn an der Erziehung hätte hindern können. Theo-

balds Collegen in diesem wichtigen Geschäfte waren, Herr Schönemann, ein junger sehr gelehrter Theologe, welcher die alten Sprachen und die Religion docirte; Monsieur Chambron gab im Französischen und Italiänischen Unterricht, und Hr. Lambert hatte die Mathematik, reine und angewandte, das Zeichnen und überhaupt die schönen und bildenden Künste zu seinem Fach; alle viere waren ausgesuchte und verdienstvolle Männer, und der geheime Rath Leerstein stund dem Erziehungsgeschäfte als Oberhofmeister vor.

Als nun Theobald zu R... der Residenz des Fürsten von B... angelangt war, und sich eingerichtet hatte, so ließ ihn der Fürst zu sich kommen, und redete ihn also an: Herr Theobald! ich habe bey der Erziehung meines Sohns eine große Hofnung auf Sie gesetzt, denn Sie haben viel Erfahrung, und Ihre Geschichte ist mir bekannt; ich habe gemerkt, daß der rechtschaffene Schönemann selbst Religionszweifel hat, mit denen er kämpft, und ich fürchte in der That, daß die übrigen zween Lehrer förmliche Deisten sind; ich habe mit dem geheimen Rath Leerstein schon im Vertrauen von der Sache gesprochen, der vermuthet ebenfalls etwas; jetzt wünsch ich recht sehr, daß der Lehrer der Philosophie gründlich genug seyn möge, den Prinzen so zu befestigen, daß keine Zweifel bey ihm haften können.

Gnädigster Herr! erwiederte Theobald, das ist ein schweres Stück Arbeit, indessen glaub ich doch darinnen zum Zweck zu kommen, ich will mein möglichstes thun, um Ew. Durchlaucht zu befriedigen.

Nun trat er sein Amt an; er fand bey dem Prinzen einen lebhaften Verstand, und viele Wißbegierde, dies freute ihn, und er faßte Hofnung, etwas rechts ausrichten zu können. Das Erziehungsgeschäfte war recht weislich eingerichtet: wöchentlich ein paarmal zur bestimmten Zeit, traten alle vier Lehrer zusammen, und hielten unter dem Vorsitz des Oberhofmeisters Conferenz, über das, worinnen der Prinz unterrichtet werden sollte, sie vereinigten sich dann alle über den Vortrag, und suchten immer die Lektionen so einzurichten, daß sie Bezug auf einander hatten, und sich unter einander erklärten.

In der ersten Seßion legte Theobald seinen Plan vor, nach welchem er die Philosophie lehren wollte; und dieser war kürzlich folgender: die gewöhnliche Schulphilosophie nach Baumgarten verschob er noch eine Zeitlang, und nahm die Naturlehre zur Elementarwissenschaft; diese lehrte er aber auf eine ganz andere Art, als sonst gewöhnlich ist: er suchte vorzüglich allenthalben die ersten wirkenden Kräfte durch weislich angestellte Versuche ins Licht zu setzen und zu erklären; denn die deutlichen Begriffe derselben geben nicht allein Licht in die Haushaltung der ganzen

Schöpfung, indem sie viel Unbegreifliches begreiflich machen, sondern sie führen auch am nächsten zur Erkenntniß des Schöpfers selbsten. So wie sich dann nach und nach die Begriffe vermehren, so kann man auch allmälig mit der Logik anfangen, und nun durch häufige Beispiele (denn dazu hat die Physik nun Stoff genug hergegeben,) alles deutlich machen, so klärt sich der Verstand am geschwindesten und fruchtbarsten auf, und die Vernunftlehre ordnet ihn alsdann, und giebt ihm die gehörige Methode. Endlich giebt die Metaphysik den allgemeinen Begriffen ihren rechten Namen, und ordnet jedes im Gedächtniß und in der Vorstellungskraft in sein gehöriges Fach.

Die praktische Philosophie ordnete Theobald folgender Gestalt: durch die in der Naturlehre gefundenen Begriffe von den ersten Kräften, suchte er den Schöpfer, so wie er sich in der Natur geoffenbaret hat, nach seinen Eigenschaften kenntlich zu machen, und alles mit Beyspielen aus der Erfahrung zu erläutern; zu diesem Zweck bediente er sich der Geschichte der Menschheit: hier legte er nun das alte Testament zum Grunde, und knüpfte dann die Geschichte der übrigen Völker daran, indem er zeigte, was für Wege die Vorsehung von jeher eingeschlagen habe, die Menschen aufzuklären und zur Erkenntniß der Wahrheit zu führen, wie ihm aber die Menschen beständig entgegen gearbeitet, und wie sie endlich den Erlöser als einen Repräsentanten der

Gottheit hingestellt habe, der allen Bedürfnissen zur Glückseligkeit der Menschen durch Lehre, Leben und Sterben abzuhelfen fähig war u. s. w.

Dieses gab ihm dann auch Anlaß zu gleicher Zeit die Natur des Menschen zu untersuchen, aus welcher er die einzelnen und gesellschaftlichen Pflichten herleitete, die er besonders auf den Regenten anwendete, und dann zugleich die Glückseligkeitslehre oder die Moral damit vereinigte. Endlich verband er alles zusammen, indem er die Regierungskunst und Staatswirthschaft aus allem vorhergehenden abstrahirte, und zeigte, daß sie eigentlich alles, was praktische Philosophie heist, in sich concentrire.

Der Oberhofmeister sowohl, als seine drey Collegen konnten ihren Beyfall über dies System nicht genug äussern, und es wurde beschlossen, daß Theobald dasselbe ordentlich zu Papier bringen, jeder alsdann abschreiben, und sein Fach hineintragen sollte. Dies geschah, und so entstand ein Erziehungsplan, der nicht besser ausgesonnen werden konnte; der Fürst bezeigte auch sein besonderes Wohlgefallen darüber, und freute sich, solche Männer gefunden zu haben.

So selten auch die wahre Freundschaft unsrer Collegen angetroffen wird, so war sie doch unter den vier Lehrern dieses Prinzen gewiß aufrichtig; dies kam aber auch vorzüglich daher, weil keiner ehrsüchtig war, und sich nicht über den andern erheben wollte.

Nach und nach bemerkte Theobald, daß sich der Fürst in seinem Urtheil über die drey andern Lehrer nicht geirret habe. Schöneman entdeckte sich Theobald allmälig, so wie er merkte, daß dieser ein zuverläßiger Freund war, und man sich ihm sicher anvertrauen konnte. Theobald freute sich über dieses Zutrauen, und faßte den Entschluß, alles anzuwenden, um diesem braven Mann, der mit Wahrheitsliebe und Bekümmerniß zweifelte, ein Licht anzuzünden. Zu diesem Zweck lud er ihn einst an einem Nachmittag auf ein Schälchen Caffee auf sein Zimmer ein, und schlug ihm vor, ob sie nicht einmal eine Unterredung über die Wahrheit der christlichen Religion halten wollten? Schönemann versicherte: es könnte ihm kein grösserer Gefallen geschehen, als wenn dies auf eine gründliche Art geschähe, so daß man keinen Schritt von der Stelle wiche, bis der Satz vollkommen berichtigt seye.

Dies höchst wichtige Gespräch finde ich in Theobalds Tagebuch von Wort zu Wort aufgezeichnet, und da ich keine gründlichere und beruhigernde Beweisführung kenne, als diese, so will ich sie ganz hier abschreiben, denn ich weiß gewiß, daß manchem rechtschaffenen Zweifler sehr damit gedient seyn wird.

Theobald. Laßt uns einmal einen Satz zuerst festsetzen und berichtigen: Ist die Geschichte Christi und seiner Apostel, so

wie sie im neuen Testament beschrieben ist, wahr, so ist auch die christliche Religon, in so fern sie ganz dem Geist des neuen Testaments angemessen ist, die wahre seligmachende Religion. Beleuchten Sie diesen Satz aufs genaueste, damit wir von der Wahrheit desselben ganz fest überzeugt werden.

Schönemann. Wenn die Geschichte Jesu wahr ist, wenn er Kranke durch ein Machtwort gesund machte, Todte erweckte, selbst vom Tode auferstanden ist u. s. w.; wenn seine Apostel das alles geleistet haben, was von ihnen geschrieben ist, so muß auch die Lehre Jesu und seiner Apostel richtig seyn, die sie mit so grossen Zeichen und Wundern bekräftigt haben, besonders da die Sittenlehre des Christenthums so vortreflich ist, und also in sich selbst einen großen Beweis ihrer Wahrheit enthält; nun macht aber die Lehre Jesu und seiner Apostel die eigentliche christliche Religion aus, wenn also die Neutestamentische Geschichte wahr ist, so ist auch die christliche Religion wahr. Von diesem Satz bin ich vollkommen überzeugt.

Theobald. Es kommt also nur alles darauf an, daß wir beweisen, ob die Geschichte Jesu und seiner Apostel, so wie sie im neuen Testament beschrieben worden, ganz und vollkommen wahr sey, so daß nichts vergrößert, nichts unrichtig be-

obachtet ist, sondern daß die Geschichtschreiber alles nach der genauesten Wahrheit erzählt haben.

Schönemann. Dies ist der Hauptpunkt, an dessen festen und überzeugenden Beweis ich zweifele; denn alles, was ich darüber gelesen und gehört habe, hat mir nicht Genüge geleistet.

Theobald. Ich glaube einen völlig befriedigenden Beweis führen zu können; es giebt hier nur drey Fälle:

1) Die Evangelisten haben entweder die ganze Geschichte erdichtet.

2) Oder die Geschichte Jesu und seiner Apostel durch Erzählung solcher wunderbaren Thaten verschönert, um ihnen vielen Beyfall zu erwerben.

3) Oder alles, was sie gesagt haben, ist ohne Ausnahme wahr.

Schönemann. Ganz richtig! der erste Fall ist nicht werth, daß man ihn untersucht, es hat noch nie jemand am Daseyn Christi und seiner Apostel gezweifelt! aber der zweite! der zweite!

Theobald. Freilich ist der zweite Fall der wichtigste; aber ich bitte Sie, ruhig mit mir über denselben nachzudenken, wir wollen ihn mit warmer Wahrheitsliebe zu berichtigen suchen:

Hier sind nun zween Fälle möglich:

1) Die Evangelisten haben entweder mit Willen und vorsetzlich die Wunder und die Auferstehung Jesu erdichtet, und in diesem Falle wußten

sie, daß sie die Unwahrheit erzählten, sie waren sich selbst bewußt, daß sie die Welt belogen; oder

2) Sie täuschten sich entweder selbst, indem sie nicht richtig beobachteten, und Wunder zu sehen glaubten, wo keine waren; oder sie wurden durch Erzählung anderer, oder durchs Gerücht betrogen.

Schönem. Das ist gewiß, eins von beyden muß seyn, sonst kann man nicht mehr zweifeln; den ersten Fall glaub ich nun wohl nicht, dazu waren die Männer zu ehrlich und zu rechtschaffen, aber der zweite ist sehr wahrscheinlich.

Theobald. Das scheint er wirklich zu seyn; aber um ja nichts zurück zu lassen, will ich auch den ersten ganz entkräften, denn es giebt Zweifler genug, die ihn behaupten: die Bücher des neuen Testaments sind entweder vor der Zerstörung Jerusalems geschrieben, oder hernach; sind sie nach derselben geschrieben, so ists Unsinn von den Evangelisten und Aposteln gewesen, daß sie nicht auch den endlichen Ausgang ihrer Feinde der Juden beschrieben, und so gezeigt haben, wie pünktlich die Weissagungen Christi erfüllt worden. Zudem sieht man ja auf allen Blättern der Evangelien, der Apostelgeschichte und der apostolischen Briefe, daß die Verfasser in der Zeit schrieben, in welcher alle Fakta, die sie erzählen, geschehen sind; alles harmonirt mit der Zeitrechnung, und Lukas setzt die Geschichte der Apostel nicht weiter

fort, bis auf die Ankunft Pauli in Rom; wäre die Geschichte nach der Zerstörung Jerusalems geschrieben worden, so hätte man gewiß auch die fernern Schicksale dieses wichtigen Mannes erzählt. Die Briefe der Apostel sprechen immer von den Juden als einem noch bestehenden Staat, von ihren Opfern und Gottesdienst; wem kanns einfallen, daß diese Schriften nach der Zerstörung Jerusalems seyen erdichtet worden? in diesem Fall hätte man warlich zweckmäßiger gedichtet, und viele kleine unbedeutende Nebenumstände weggelassen.

Ich glaube also mit Grunde behaupten zu können, daß die Evangelien, die Apostelgeschichte und die apostolischen Briefe vor dem Untergange des jüdischen Staats geschrieben worden, und zwar zu der Zeit, die sie selber bestimmen. Und endlich: gesetzt alle Schriften wären auch nach dem Verfall der Juden geschrieben, so kommts immer wieder auf folgende drey Punkte an:

1) Die Geschichte ist entweder ganz erdichtet, und das glaubt kein Mensch; oder

2) Sie ist zum Theil mit Wissen und Willen, oder

3) ohne Wissen und Willen erdichtet.

Auf dem zweiten Punkt beruht also jetzt wiederum unsere Untersuchung.

Schönem. Ganz richtig! allein ich sehe nicht ein, warum Sie den Umschweif nehmen und zu beweisen suchen, jene Geschichtschreiber

hätten vor der Zerstörung Jerusalems geschrieben: daran zweifeln wohl wenige.

Theobald. Um desto gründlicher zu seyn, und einem Entwurf vorzubeugen, denn man könnte ja sagen, sie hätten blos die Geschichte nach dem allgemeinen Gerücht zusammengetragen, und also wiederum entweder mit Wissen und Willen Unwahrheiten geschrieben, oder ohne Wissen und Willen, so daß sie zwar glaubten, was sie schrieben, aber der Sache doch nicht mathematisch gewis waren, indem sie nicht mit eigenen Augen gesehen und gehört hatten.

Schönem. Das ist auch wirklich wahr.

Theobald. Aber nun bedenken Sie, liebster Freund! und doch schreiben die Geschichtschreiber so, als wenn sie Augenzeugen gewesen wären; sind sie also wiederum nicht vorsetzliche Betrüger gewesen?

Schönem. Das folgt natürlich, es bleibt also am Ende nichts anders übrig, als die Geschichtschreiber haben zur Zeit Jesu gelebt, und sind Augen- und Ohrenzeugen der Geschichte, denn vorsetzlich haben sie wohl nicht betrogen.

Theobald. Auf welchen Grund bauen Sie diese Behauptung?

Schönem. Das beweist das ganze neue Testament; überall leuchtet der edelste Karakter, die reinste Einfalt, Aufrichtigkeit und Unschuld aus allen Erzählungen hervor, sie übertreiben nichts, sie sagen ihre Irrthümer eben so frey

als ihre falsche Hofnungen von Christo, sie verrathen nirgend Interesse, und lehren die erhabenste Moral, die je gelehrt worden ist. Und endlich, wie ists möglich, die Sache eines hingerichteten Menschen, die durchaus keine irdische Vortheile verspricht, und im Gegentheil von aller Welt mit Wuth verfolgt, und mit Hohn belohnt wird, durch alle nur mögliche Leiden zu verfechten, und endlich mit einem schmählichen Tode zu siegeln? man bedenke doch diesen Punkt genau, so wird man ja unmöglich mehr zweifeln können.

Theobald. Recht! allein um doch auch hier nichts zurück zu lassen, will ich noch einen Einwurf machen: könnten nicht geschickte Betrüger in späteren Zeiten auch das, was von den Aposteln beschrieben worden, zum Theil, oder ganz erdichtet haben?

Schönem. Möglich ist das allerdigs; indessen auch nichts weiter, denn was Sie vorhin sagten, entkräftet diesen Zweifel ganz. Die Evangelisten erzählen nichts weiter als die Geschichte Jesu bis an seine Himmelfahrt; wären die Evangelisten 100 Jahr später geschrieben, so hätte man gewiß noch andere Dinge hinzugesetzt, besonders gilt das auch von der Apostelgeschichte, und endlich hätten die Apostel ganz zuverläßig in ihren Briefen des Umsturzes der jüdischen Verfassung, als einer sehr wichtigen Sache, mit der sie so vieles rechtfertigen konnten, gedacht;

wären sie erdichtet, so würde man wiederum ganz anders geschrieben haben.

Theobald. Das alles ist vollkommen wahr und einem unbefangenen Gemüth beruhigend; hiemit ist also auch bewiesen, daß die Evangelisten mit Wissen und Willen keine Unwahrheit geschrieben haben, denn welcher vernünftiger Mensch, der noch dazu eine so erhabene Moral lehrt, und gar keine Prätension auch Reichthum und Ehre macht, sondern alle seine Belohnung nach dem Tode erwartet, wird unter so vielem Widerspruch, Leiden und Martertod, eine Unwahrheit, eine mit Wissen und Willen nur zum Theil erdichtete Geschichte, zum Grunde aller seiner Handlungen und Schicksale machen? Aber nun kommen wir zum eigentlichen Hauptpunkten, auf deren Beweis alles beruht, indem fast alle Zweifel aus dieser Quelle fließen; nämlich: Haben sich die Evangelisten selber getäuscht, und unrichtig beobachtet, gesehen und gehöret; oder haben sie vielleicht die Erzählung anderer geglaubt, und sind so durch das Gerücht betrogen worden?

Schönem. Ich gestehe, diese Vermuthung hat mir vielen Kummer gemacht, und ich kann sie nicht entkräften; denn wenn ich bedenke, wie strenge der Abergläubige an seinen Sätzen hängt, und wie fest noch heut zu Tage der gemeine Mann an Zauberey und Gespenster glaubt, so

befürchte ich warlich! daß sich auch die Apostel in Ansehung der Wunder getäuscht haben.

Theobald. Dieser Punkt ist freilich der wichtigste, wir wollen also auch sehr vorsichtig in seiner Untersuchung zu Werke gehen. Wir wollen die Auferstehung Christi vor uns nehmen, denn wenn die Wahrheit derselben bewiesen ist, so haben wir vieles gewonnen.

Schönem. Sagen Sie lieber, Alles.

Theobald. Wohlan, gesetzt es kämen jezt ein paar einfältige ungelehrte Männer aus Constantinopel hieher in Teutschland, diese lehrten allenthalben eine sehr aufgeklärte Moral, wären sehr tugendhaft und unsträflich, bekräftigten aber zugleich, daß sie diese Lehre von einem sehr frommen heiligen Manne in Constantinopel gelernt hätten, der aber sein Leben für seine Lehre unschuldig dahin gegeben habe, und nach seinem Tode am dritten Tage wieder auferstanden, und vierzig Tage später, sichtbar gen Himmel gefahren sey; gesetzt ferner: sie gründeten das Heil der Menschen auf den Glauben an jene Geschichte, und auf das Halten seiner Gebote; was meinen Sie, würden solche Männer Eingang finden?

Schönem. Schwerlich; man würde sie verlachen und zum Lande hinaus peitschen.

Theobald. Wie kams denn doch, daß die Apostel so ungemein viele Proselyten machten?

Schönem. Alle Völker waren damals noch sehr geneigt, Wunderwerke und abergläubische Dinge zu glauben.

Theobald. Aber wie, wenn grosse Verfolgung, Verlust an Haab und Gut, Leib und Leben, mit einem solchen Glauben verknüpft war, welcher, auch der Abergläubigste, wird da eine solche neue Religion annehmen?

Schönem. Mir dünkt doch, daß man Beyspiele genug hat, daß sich Menschen für abergläubische Grundsätze haben martern lassen.

Theobald. Ja wohl! aber nur für angeborne, für von Jugend auf eingesogene, aber zeigen Sie mir Beyspiele, daß man sich für die Wahrheit einer neuen Geschichte habe verfolgen und martern lassen, ohne daß man sie gewiß wußte?

Schönem. Sollte das nicht von den Japonesern gesagt werden können?

Theobald. Schwerlich, denn die marterte man, weil sie Christen geworden waren, und es half kein Widerruf, keine Reue; es ist nichts einleuchtender, als daß sich die Nachbarn des jüdischen Landes, wenn die Apostel zu ihnen kamen, und ihnen das Evangelium predigten, bei Reisenden, bei Kaufleuten und auf alle mögliche Weise werden erkundigt haben, ob die Geschichte Jesu wahr sey? Es streitet wider alle Erfahrung, die man über die menschliche Natur gemacht hat, daß irgendwo eine große Menge Menschen sollte

eine Religion angenommen haben, die keine irrdische Vortheile, im Gegentheil Verfolgung, Verläugnung vieler Vortheile, und vielerley Ungemach verspricht, wenn nicht überwiegende Gründe zugegen waren, die sie zur Annahme derselben bestimmten. Und diese überwiegen Gründe waren das heilige Leben der Apostel, ihre vortrefliche Sittenlehre, und vorzüglich ihre Wunder. Würden die Männer aus Constantinopel eben diese Merkmale so vorzeigen können, daß auch der strenge Beobachter, aber Wahrheitsfreund nichts dagegen einzuwenden hätte, so wäre kein Zweifel, sie würden eben solche Progressen machen, wie die Apostel, und ohne jene Karaktere ganz und gar nicht. Erwägen Sie das genau, so werden Sie überzeugt seyn.

Schönem. Diese Gründe sind sehr gut; aber doch bleibt mir noch immer der Einwurf unentkräftet, daß die Japoneser ohne Wunder die christliche Religion häufig angenommen haben.

Theobald. Ueberlegen Sie die Sache genau, so werden Sie finden, daß sie mehr für als wider die Religion ist; die christliche Religion, auch die katholische, und vorzüglich diese, wegen ihren prächtigen Feyerlichkeiten, hat im Ganzen außerordentlich viel Anziehendes, und verspricht sehr vieles, das so recht den moralischen Bedürfnissen des Menschen angemessen ist; es ist daher kein Wunder, wenn sie eine unaufgeklärte sehr

abergläubische Nation mit beyden Händen ergriff, weil sie dadurch in der Aufklärung sehr vieles und handgreiflich gewinnt. Das war aber alles nicht der Fall, in dem sich die Apostel befanden, sie hatten gar keine Ceremonien, als die simple Wassertaufen und ihr Brodbrechen, alles war bey ihnen pure nackte Liebe zu Gott und Menschen, und Glaube an den Erlöser, das sind ja warlich Forderungen, die der Sinnlichkeit ganz und gar nicht schmeicheln und die kein Mensch annimmt, wenn nicht auch der Verstand von der Wahrheit der ganzen Sache vollkommen überzeugt ist, und das konnte durch die Apostel nicht anders geschehen, als durch Wunder und Beweis der Wahrheit von Jesu.

Schönem. Vortreflich! Sie haben mich sehr gestärkt; und nun erlauben Sie mir, daß ich den vorhin angeführten Zweifelsgrund wieder aufwärme, und ihn etwas anders einkleide: Die Geschichte Jesu kann in der Hauptsache wahr, er konnte der allervortreflichste Mensch seyn; in dieser Ueberzeugung konnten die Apostel, als der Physik unerfahrne, und von Geburt aus einfältige und abergläubische Männer, fürs erste einen frommen Betrug spielen, und vieles verschönern und vergrössern, auch wohl hinzudichten, weil sie wußten und erfuhren, daß sie dadurch eine grössere Menge Menschen verbessern, Vervollkommnen und Christo zuführen konnten; und fürs zweite konnten sie sehr vieles selber glauben gesehen

und gehört zu haben, was sie in der That nicht gesehen und nicht gehört hatten.

Theobald. Ganz richtig! und nun kommen wir durch einen nützlichen Umweg wieder dahin, wo wir ausgegangen waren, nemlich zur Auferstehung Christi, ist diese Geschichte wahr, so wollen wir mit dem Verschönern und Täuschen bald fertig seyn.

Schönem. Das gestehe ich Ihnen ohne Widerrede zu.

Theobald. Nun so laßt uns dann unpartheyisch zu Werke gehen: waren die Apostel von der Wahrheit der Auferstehung überzeugt, oder nicht?

Schönem. Sie haben sie gewiß fest geglaubt, denn hätten sie dies erdichtet, so ist ihr ganzes Betragen lauter Widerspruch, für eine Lüge thut man nichts von allem dem, was sie gethan haben. Aber wie leicht war es, daß sie sich täuschten? — wie oft glaubt man verstorbene Menschen wieder zu sehen, und doch ist nichts an der Sache, wenn sie genau geprüft und untersucht wird.

Theobald. Ganz recht! aber wir wollen die Erzählungen prüfen: Johannes war der bewährteste Augenzeuge von allen, und er erzählt die Geschichte so natürlich, so ganz ohne Anschein von Täuschung, so ganz ohne Verschönerung, und ohne Vorsatz zu überreden, daß man ihm sogleich glauben muß. Die andern Evange-

listen verfahren eben so, da sie aber nicht so bey der ganzen Geschichte gegenwärtig waren, so erzählen sie aus andrer Zeugen Munde, und weichen daher in kleinen Nebenumständen etwas ab, wie es immer geht, wenn verschiedene Menschen eine Geschichte erzählen. Dies ist schon ein großer Beweis, daß die Apostel die Geschichte nicht erdichtet haben, in diesem Fall wären sie gewiß vorsichtig genug gewesen, um aufs genauste übereinzustimmen, so aber, wie sie erzählen, sieht mans ihnen augenscheinlich an, daß sie an keinen Zweifel dachten, denn sie wußten, daß die Auferstehungsgeschichte notorisch und allgemein bekannt war; wäre dies nicht gewesen, so hätten sie gewiß alle ihre Kräfte angewendet, um Beweise für die Wahrheit zu fühlen, oder das Volk zu überreden, so aber wußten sie, daß das unnöthig sey, und erzählten also nur, wie die Sache zugegangen sey.

Schönem. Das ist eine schöne und richtige Bemerkung, aber sie entkräftet noch immer meinen Einwurf nicht, noch immer konnte die ganze Geschichte eine Täuschung, eine Geschichte seyn, wie wir deren viele von wiedergekommenen Verstorbenen haben.

Theobald. Auch das wollen wir nun widerlegen: Kennen Sie eine solche Geschichte, wo viele Personen am hellen Tage mit einem Verstorbenen reden, mit ihm essen und trinken, seine Wunderarben fühlen, wo der Verstorbene lehrt

und unterrichtet, wo nicht immer die nemlichen Männer den Auferstandenen sehen, sondern verschiedene von verschiedener Denkungsart, und wo dieser Umgang frey und öffentlich 40 Tage dauert?

Schönem. Das ist wahr! — die Apostel müssen entweder hier vorsetzliche Betrüger gewesen seyn, und das kann nur ein Unwissender oder ein Bösewicht behaupten, oder die Geschichte muß — muß wahr seyn, denn hier läßt sich nicht mehr an Täuschung denken, oder man hat von keiner sinnlichen Erfahrung mehr Gewißheit zu erwarten; aber Freund! kann doch die Auferstehungsgeschichte nicht verschönert worden seyn?

Theobald. Wenn sie wahr ist, wenn ein Todter lebendig wird, bedarf eine solche Geschichte wohl Verschönerung? — kann sie übertrieben werden? — und sieht mans ihr an, daß sie's ist?

Schönem. Ich schäme mich dieses Einwurfs. Letzthin wollte mir einer einwenden, Christus sey nicht gestorben, sondern nur ohnmächtig geworden, und habe sich hernach im Grabe wieder erholt, und das habe hernach Anlaß zur Betrügerey gegeben. *)

*) S. den Horus, eins der abgeschmacktesten Bücher unsrer Zeit.

Theobald. Das war doch entweder ein erzdummer, oder ein satanisch-boshafter Zweifler: es ist einmal gewiß, daß dem Erlöser Hände und Füsse sind mit Nägeln durchbohrt worden; gewiß ists, daß man ihn mit einer Lanze in die Seite stieß, um ihn vollends zu tödten, wenn er noch nicht völlig gestorben seyn möchte, und daß damals sein Geblüt schon geronnen war, sonst wäre nicht Blut und Wasser herausgelaufen; nun sage mir einmal ein vernünftiger Mensch, wie es möglich war, daß auch der geschickteste Wundarzt, solche schreckliche Wunden binnen vierzig Stunden sollte geheilt haben, und wenn dieses nicht war, wie ein Mensch auf solchen wunden Füssen umherlaufen, und mit der durchstochenen Brust gesund seyn konnte? größern Unsinn hat nie einer behauptet.

Schönem. Ich muß gestehen, ich kann an der Auferstehungsgeschichte nicht mehr zweifeln, denn die Apostel haben nicht getäuscht, und wurden nicht getäuscht, das ist einmal historisch richtig. Aber noch eins: warum ließ sich Christus nicht vom ganzen Jerusalem und von den vornehmsten des jüdischen Volks sehen?

Theobald. Das ist ein alter Einwurf; ey darum, weil das gar nichts half; diejenigen, welche behaupten konnten, er thue Wunder durch Unterstützung der bösen Geister, die würden auch gesagt haben, seht, wie der Satan dem Betrüger auch noch nach seinem Tode zu Gebote

steht, um uns hinters Licht zu führen. Nein! wir fragen nach solchen Zaubereyen nichts; wenn man einmal mit unüberwindlichen Vorurtheilen gegen etwas eingenommen ist, und wenn man sich boshafter Weise vorgenommen hat, eine Sache, die so ganz gegen unsern ganzen Plan streitet, nicht zu glauben, so hilft alle Ueberzeugung nicht, und das war der Fall der Juden in Absicht auf Christum.

Schönem. Das ist wahr, und ich sehe wohl ein, dies würde auch der Fall sehr vieler heutiger Freygeister seyn; denn ob man gleich heutiges Tages sehr vorsichtig in der Erscheinung außerordentlicher Dinge ist, und alles aus der Physik zu erklären sucht, so würde man doch bey allen Wundern, und auch bey der Erscheinung eines Todten, die man nimmermehr aus der Naturlehre erklären könnte, unglaubig bleiben und immer sagen: es giebt noch sehr viel Unerklärbares in der Natur, und es also lieber nicht glauben, als von seinen Lieblingssätzen abgehen.

Theobald. Das ist vollkommen richtig, und in der Erfahrung gegründet. Wenn also die Auferstehungsgeschichte wahr ist, so sind auch die übrigen Wunder wahr; derjenige, der die Macht hat, vom Tode aufzustehen, dem ists auch leicht möglich, Kranke gesund zu machen, Todte zu erwecken, und andre Macht- und Kraftwerke zu thun.

Schönem. Daran ist kein Zweifel mehr. Indessen, liebster Herr Theobald! so wahr das alles einem redlichen Wahrheitsfreund vorkommt, so gewiß ists doch, daß selten ein Zweifler durch solche Vorstellungen überzeugt wird, ich selbst fühle noch immer ein großes Aber in meiner Brust, und bin noch nicht frey vom Zweifel.

Theobald. Darüber wundre ich mich gar nicht, das ist der Geist unsers Jahrhunderts, es haben sich durch Philosophie, durch Lektüre von mancherley Gattung, und durch die Convention so viele Unterlagen zum Zweifeln in unserer Seele gesammelt, daß die Wahrheit mit aller ihrer Stärke uns nichts mehr abgewinnen kann, bis die Vorsehung, und unser herzliches Sehnen nach Wahrheit, allen Wust aus Verstand und Herzen weggeräumt hat.

Schönem. Das ist das Ueberzeugendste von allem, was Sie noch gesagt haben; aber wie hilft man sich da heraus?

Theobald. Wie ich mir heraus geholfen habe; ich will Ihnen meine Erfahrung mittheilen, ich glaube, ich habe den rechten Weg eingeschlagen. Wenn man die Geschichte Jesu und seiner Apostel aufs strengste prüft, so kommt man doch nur auf einen hohen Grad der Wahrscheinlichkeit, und nie zu einer völligen Ueberzeugung, folglich auch nie zur beruhigenden Gewißheit gegen die vielen Zweifel, die einem

heut zu Tage aufstoßen. Jene Untersuchung ist also nicht hinlänglich für den Christen, um den wahren seligmachenden Glauben zu bekommen, dieser muß durch den Geist Christi bewirkt werden, deswegen sagt auch der Erlöser: ich will euch den Tröster, den heiligen Geist senden, der soll euch in alle Wahrheit leiten; und dies geht folgender Gestalt zu: Wenn es einem Menschen von Herzen um seine moralische Vervollkommung zu thun ist, so bemüht er sich zuerst um die beste Sittenlehre, denn die enthält die Regeln zur Vervollkommung; nun findet er, daß es in der Welt keine erhabenere und vollkommnere Moral giebt, als die, welche die christiiche Religion lehrt, folglich erwählt er sich dieselbe begierig zum Gesetz seines Lebens und Wandels, und befolgt sie, so gut er kann. Indem er sich ohne Unterlaß damit beschäftigt, und also auf seine Gedanken, Worte und Werke wachsam ist, um nichts zu begehen, das jener Moral zuwider ist, so wächst nach und nach das Verlangen zur Vervollkommnung, er empfindet allmählig immer mehr und mehr den Wachsthum der Liebe zu Gott und dem Erlöser, und zugleich auch zu den Menschen; mit dieser Liebe geht dann eine gewisse Sanftheit und Biegsamkeit des Karakters verpaart, und alle christliche Tugenden keimen nach und nach hervor; mit einem Wort; anstatt der tobenden Leidenschaften fängt nun der Geist

Jesu Christi an, Platz in der Seele, im Verstande und im Herzen zu nehmen, und je länger man in jener Uebung fortfährt, und je eifriger man in Haltung der Gebote Gottes ist, desto mehr wächst das Maaß des Geistes, und zugleich die Gewissensruhe oder der Friede Gottes, welcher über alle Vernunft ist. Da es aber moralisch unmöglich ist, keine Fehler zu machen, und keine Sünden zu begehen, so ists natürlich, daß bei dem verfeinerten sittlichen Gefühl auch die Rügungen des Gewissens in solchen Fällen viel zärter und empfindlicher werden, man brennt für Verlangen, den begangenen Fehler wieder gut zu machen, und man thuts unfehlbar, wenn man kann; wenn aber die Folgen so beschaffen sind, daß man sie nicht mehr aufheben kann, wenn man sieht, daß eine Sünde zum Unglück des Nebenmenschen unaufhaltbar und unendlich fortwirkt, so steigt die Noth aufs höchste, und man weiß sich nicht mehr zu helfen. Der schärfere moralische Blick zeigt einem dann die göttliche Gerechtigkeit in ihrem schrecklichen Licht, und man fühlt und empfindet mächtig und gleichsam tödtend die Forderung: mache wieder gut, was du da in der guten Schöpfung Gottes verdorben hast, oder leide ewige Strafe. Da hilft das Schlafküssen gar nicht, mit welchem sich der berauschte Freygeist helfen will: Gott hat mich so schwach geschaffen, denn die reinere und schärfere Vernunft empfindet tief, daß sie

alle die Fehler hätte vermeiden können, wenn sie nur gründlich gewollt hätte. Jetzt tritt der Bürge dazwischen, jetzt kommt die christliche Religion mit ihrer göttlichen Erlösungslehre. O welch ein kühler Zephyr fächelt da das brennende Gewissen durch! wie paradiesisch glänzt da Golgatha im Stral der göttlichen Liebe! und wie begierig ergreift man da dieß unbegreifliche Versöhnungsmittel! hier sinkt die Vernunft in den Staub, und sagt mit voller Ueberzeugung: Vater Jesu Christi und mein Vater! freilich begreif ich deine erhabene Sündentilgung nicht, aber ich ergreif sie, denn sie ist das einzige Mittel zu meiner Beruhigung, ohne dasselbe bin ich verloren. Da hört dann alles Spekuliren über die Wahrheit der christlichen Religion auf, denn man fühlt und empfindet sie, und das ist besser als alle Demonstration. Fährt man nun ununterbrochen in der Vervollkommnung, in Haltung der Gebote Gottes, oder in der Heiligung fort, so wachsen alle oben angeführte Erscheinungen in der Seele, man bekommt immer mehrere Kraft, und begeht also immer wenigere und kleinere Sünden, damit verbinden sich aber ein immer feineres Gefühl, folglich scheinen auch die kleinsten Fehler grosse Sünden zu seyn, dadurch wird man dann immer vorsichtiger, und immer mehr in das Interesse des Erlösungswerks verwickelt; zugleich entsteht mit der erhabensten Liebe zu Gott und dem Erlöser ein kindliches Zutrauen zu seiner All-

macht, Weisheit und Güte, man vertraut sich ihm mit seinem Schicksalen ganz an, und dies ist die Grundlage des wahren Gebets, nach und nach wird die Seele lauter Gebet, so daß man mit Gott und Christo umgeht, wie ein Freund mit dem andern; so wächst der Christ von Kraft zu Kraft, von Macht zu Macht, bis er endlich immer mehr und mehr der göttlichen Natur theilhaftig, und in das Bild der Gottheit vergestaltet wird. Freund! was sagen Sie jetzt, und wo bleiben da die Zweifel an der Wahrheit der Religion?

Schönem. Das ist vortreflich, und ich fühle mich so innig gerührt über diese plane Vorstellung, daß ich diesen Prozeß von nun an, von Anfang bis zu Ende, mit Gottes Hülfe durchgehen will.

Theobald. Gott gebe seinen Segen dazu, es wird Sie gewis nicht gereuen.

Schönem. Wie kommts aber, daß dieser Weg so wenig betreten wird?

Theobald. Er wird gewiß mehr gewandelt, als wir wissen und denken können; der wahre Christ posaunt seinen Gang nicht aus, er verbirgt ihn vielmehr, und läßt nur seine guten Werke leuchten, und der größte Theil ist auch unter dem gemeinen Volk versteckt, so daß man ihn nicht bemerkt; zudem haben auch die wenigsten so deutliche Begriffe von dem, was in ihnen vorgeht, daß sie im Stande wären,

sie einem andern mit Worten zu erklären, oder niederzuschreiben. Gott Lob! es giebt sehr viele wahre Christen! aber sie werden gewöhnlich verkannt.

Ich weiß wohl, daß dieser Beweis des Theobalds wenig Wirkung auf den größten Theil meiner Leser machen wird, und doch konnte ich ihn nicht weglassen, eines Theils, weil er die damalige Denkungsart dieses merkwürdigen Mannes am besten darlegt, und zugleich zeigt, wie nahe er nun dem seligen Mittelweg gekommen war; und andern Theils, weil denn doch dieser Beweis für den gutmüthigen Schwachgläubigen viel Beruhigendes enthält. Daß sich ein Kopf wie Schönemann dadurch hinreissen ließ, kann manchem auffallen, allein mir ists sehr begreiflich: einem Mann, dem es um seine wahre Glückseligkeit zu thun ist, muß angst und bange werden, wenn er sich den Zustand vorstellt, in dem er sich befinden würde, wenn er die christliche Religion verließe; unter allen Arten von Gottesverehrung auf dem ganzen Erdboden ist keine einzige, die so erhaben und zweckmäßig ist, als die christliche, man erkundige sich, so wird man diesen Erfahrungssatz vollkommen wahr finden. Die christliche Religion ist unter allen wirklich existirenden die beste, wer sie also verläßt, der muß eine noch bessere erfinden, die noch nicht existirt, und das will warlich etwas sagen. Unsre heutigen Deisten

glauben das non plus ultra, die erhabenste und reinste Religion gefunden zu haben, allein die Zeit wirds lehren, daß sie sich entsetzlich irren; der Begriff von, der unbedingten Nothwendigkeit ist wesentlich mit dem Deismus verbunden; und der hebt alle Moralität auf; das heißt also mit andern Worten: der Deist ist keiner Vervollkommnuug fähig, und des ist eine fürchterliche Folge. Der Deist stürzt sich in einen Abgrund, in den er ewig fällt, ohne zu wissen wohin. Dahingegen der Christ seinen Gang ruhig fortgeht; er glaubt, daß er Kräfte habe, sich zu vervollkommnen, daher thut er auch sein Bestes; er glaubt, daß Gott in Christo sein Gebet erhöre, daher hängt er mit kindlicher Zuversicht in allem von Gott ab; er glaubt daß Gott um Christi Leidens und Sterbens willen ihm die begangene Sünden vergeben werde, wenn er sie anders herzlich bereut, und in Zukunft meidet, daher immer mehr Drang vollkommner zu werden, und doch Gewissensruhe und Seelenfrieden u. s. w.

Ja, aber; sagt der Deist; das sind Sachen, die sich mit der gesunden Vernunft nicht vertragen! O du elender Mensch! — sagt das nicht auch der gemeine Mann, wenn du ihm weiß machen willst, die Erde drehe sich in 24 Stunden einmal um, oder sie gehe im Jahr einmal um die Sonne, oder die Sterne seyen größer als die Erde? über das alles lacht er,

und sagt: das streitet ja mit der gesunden Vernunft.

Bringt elumal den Deismus in ein System, so will ich euch noch weit mehrere Punkte zeigen, die mit der gesunden Vernunft streiten, als in der christlichen Religion. Wenns auf die ewige Glückseligkeit des Menschen, auf die Fortdauer nach dem Tode ankommt, so ists ja natürlich, daß da Wahrheiten mit in Anschlag gebracht werden müssen, deren Beweisgründe in die Welt gehören, in welche der Mensch nach diesem Leben übergehen soll; es ist also schlechterdings nicht möglich, daß der Mensch diesseits des Grabes alles begreiffen kann, was ihn zu jener Welt zubereiten soll; oder mit andern Worten: das Wesen, welches sowohl diese als jene Welt beherrscht, und vollkommen kennt, mußte uns die einzige wahre Religion offenbaren.

Wie vermessen und strafbar würde der Jüngling seyn, den sein König an seinem Hof brauchen wollte, und ihm zu dem Ende Verhaltungsbefehle zuschickte, wenn er diese Befehle critisiren, vernunftwidrig finden, und sich einen eigenen Vorbereitungsplan zu seinem künftigen Dienste schaffen wollte? denn der junge Mensch kann ja nicht wissen, was der König weiß, der seinen ganzen Dienst kennt.

Schönemann wurde durch Theobalds Beweisführung beruhiget, und beyde arbeiteten nun gemeinschaftlich an der Bildung des Prinzen zum Christen, und sie erreichten auch ihren Zweck vollkommen; die anderu Lehrer liessen sich über die Religion nicht heraus, und wirkten also auch in diesem Punkt nicht schädlich, sie erfüllteu ihre Pflicht in ihren Fächern, und mehr wurde nicht von ihnen gefordert. Auf diese Weise wurde also der Prinz zu einem vortreflichen Manne erzogen; der Fürst erkannte dieses, daher liebte und belohnte er auch die Lehrer fürstlich.

Sechs Jahre war Theobald Lehrer der Philosophie bey dem Prinzen; in dieser Zeit gieng ausser den geheimen Geschäften, von denen ich nichts sagen kann, nichts merkwürdiges vor; er war seit der Zeit in einen sehr weitausgebreiteten Briefwechsel und Wirkungskreiß gerazhen, und hatte schon sehr viele wichtige Hauptpunkte zur Vermehrung der wahren Menschenglückseligkeit ausführen helfen, wodurch er sich also bey seinem Fürsten und andern grossen Männern einen sehr hohen Grad von Hochachtung erworben hatte. Jezt glaubte ihn nun auch der Fürst hinlänglich zu kennen, um ihm wichtige Staatsgeschäfte anvertrauen zu können. Aus dem geheimen und öffentlichen Zusammenhange der Sache läßt sich leicht schliessen, daß die Stelle als geheimer Cabinetssekretär für unsern Theobald die schicklichste war, die ihm auch mit dem

Karakter als geheimer Rath übertragen wurde. Diesen wichtigen Posten verwaltete er 10 Jahr auf die rühmlichste Weise, nemlich so lange der Fürst lebte. Bey der Regierung des Prinzen seines Zöglings brachte ers noch weiter, wie ich unten weitläuftiger erzählen werde.

Als er ein Jahr ungefähr Cabinetssekretär und geheimer Rath gewesen war, und in seinem besten Alter eine blühende Gesundheit genoß, beschloß er, im Frühling ganz unbekannter Weise eine Reise zu Fuß aufs Land zu machen; verschiedene Ursachen trieben ihn zu dieser Reise an; es gieng ein Gemurmel unter dem Volke, als wenn hin und wieder gewisse Justizbeamte ihre Aemter sehr ungerecht verwalteten; diese zu belauschen und hinter die gewisse Wahrheit zu kommen, war die erste und vornehmste Absicht; die zweite bestund in dem Verlangen, in dieser schönsten Jahreszeit auch einmal die schöne Natur zu geniessen; und die dritte wußte unser Herr Gott allein. Die Erlaubniß des Fürsten zu erhalten, fiel nicht schwer, er steckte also einige Wäsche und nothwendige Bedürfnisse in einen Reisesack, und ließ sich denselben durch einen Bedienten vors Thor tragen; dann zog er sich sehr simpel und bürgerlich an, band seine Hare in einen Zopf, und spazierte an einem frühen Morgen, als noch alles schlief, zur Stadt hinaus, nahm daselbst seinen Bündel auf die Schulter,

und wanderte am Stabe, wie ein Handwerksmann, die einsamen Fußwege im Grün des Waldes und im Gesang der Nachtigallen fort; seine Richtung aber nahm er nach einer Gegend hin, wo ihm das Gerücht einen ungerechten Beamten sehr schwarz geschildert hatte.

Des Mittags kam er in ein Dorf, wo er nach einem Wirthshause fragte, man zeigte ihm eins, er kehrte daselbst ein, legte seinen Reisesack neben sich auf den Bank, und bestellte sich etwas zu essen, indessen kam der Wirth vom Felde, und sah sehr mürrisch aus. Kaum grüßte er unsern Reisenden, das fiel dem Theobald auf: Herr Wirth! fing er an, warum so verdrießlich?

„Da soll der T... nicht verdrießlich werden, stell er sich nur vor, wir haben ungemessene „Frohnen, wir müssen so viel frohnen, als der „Fürst, oder vielmehr als der Beamte will; nun „legt unser Beamter einen schönen Garten an, „und da hat uns eben der Schulze wieder aufgeboten, wir sollen hin und an dem Garten arbeiten: Wegbauen nnd dem Fürsten arbeiten „müssen wir doch, da wird uns also der Garten „zur Last, und was hat der Fürst und das Land „für Nutzen davon?

Mein Gott! da seyd ihr armen Leute ja übel geplagt, ungemessene Frohnen! das ist ja erschrecklich! — und noch erschrecklicher, daß sich der Amtmann frohnen läßt, dazu hat er

ja nicht das geringste Recht; schweigt denn der Fürst und die Regierung so still dazu?

Der Wirth zuckte die Schultern, und sagte: der Fürst ist ein sehr guter Herr, aber er weiß lange nicht alles; in der Regierung sitzen auch brave Männer, aber auch Bösewichte, und die haben immer einen stärkern Arm als die Guten, die Beamten kennen hernach ihre Leute, die schwieren sie rechtschaffen, und so wird der arme Unterthan nicht gehört.

Theobald saß und überlegte die Lage eines Fürsten bey sich selbst; er wurde schwermüthig darüber, so daß ihm, seines Appetits ungeachtet, das Essen nicht schmeckte. Nach Tische setzte er seinen Fuß weiter, und wanderte nach der Amtsstadt hin, wo der gottlose Amtmann wohnte; hier logirte er sich in ein Wirthshaus ein, um etliche Tage da zu bleiben, um den Beamten genau zu beobachten.

Die erste Geschichte, die er hörte, und die jetzt das ganze Städtchen in Aufmerksamkeit erhielt, betraf die Witwe des ehmaligen fürstlichen Kanzleydirektors Joachim Friedrich Webers, dieser war einer der geradesten und rechtschaffensten Männer seiner Zeit gewesen, aber seine Unbiegsamkeit und etwas rauher Karakter hatten ihn am Hofe durchgehends verhaßt gemacht; selbst die guten Männer wurden kalt gegen ihm, weil er die grosse Kunst nicht verstand, sich beliebt zu machen; zudem war er ein so stren=

ger Moralist, daß er seine gute Handlungen immer zu verstecken suchte, und ihnen nicht einmal freyen Lauf ließ, sich vor den Augen der Menschen zu zeigen, welches sehr oft wahres Bedürfniß für den Geschäftsmann ist, wenn sich sein heilsamer Wirkungskreiß nicht verengern soll.

Weber hatte eine vortrefliche Frau, die mit der wohlgeordnetesten Häuslichkeit eine grosse Weisheit in Erziehung der Kinder verband; er hatte zwey wackere Söhne und eine vortrefliche Tochter mit ihr gezeugt; die Söhne hatten die Rechtsgelahrtheit studiert, und ihr Brod ausser Land suchen müssen, und die Witwe lebte nun mit ihrer Tochter in dieser abgelegenen Landstadt, theils auch um von allen Bekanntschaften und Beziehungen des Hofs entfernt zu seyn, besonders auch darum, weil sie aus Mangel nicht mehr standesmässig leben konnte. Sie hatte gar kein Vermögen, ihre Tochter nährte sie beyde mit Haubenstecken, und Galanteriearbeiten für die Kaufleute in der Hauptstadt, wobey ihr dann die Mutter so viel als sie konnte an die Hand gieng. Diese Beschäftigung gab ihnen einen ordentlichen Unterhalt, so daß es ihnen am Wohlanständigen und Nöthigen nicht fehlte.

Nun war aber eine geile Dirne in dem Städtchen, welche auch Hauben steckte, und mit welcher der Amtmann einen verbotenen Umgang pflog; diese fieng an Abgang an Nahrung zu spüren, einestheils weil die Jungfer We=

berin bessere Arbeit machte, anderntheils, weil auch jedermann mehr Liebe und Achtung für sie hatte, und drittens, weil man bey dieser nicht bestohlen wurde.

Die liederliche Kreatur fieng also an, einen bittern Groll auf die Frau Weberin und ihre Tochter zu werfen, sie begehrte daher von dem Amtmanne, ihr diese Leute aus dem Wege zu schaffen, und das fiel dem hartherzigen gewissenlosen Manne gar nicht schwer, indessen mußte doch eine scheinbare Ursache da seyn, und sollte man sie auch vom Zaune brechen. Gerade ein paar Tage vorher, als Theobald ankam, war das Gewitter über die zwey armen Schaafe losgebrochen, und der Lärm war jetzt in der Stadt allgemein; wo zwo Personen beysammen stunden, da wurde gewiß von den Weberinnen gesprochen, und sie wurden ziemlich allgemein bedauert. Der Böswicht hatte die Sache folgender Gestalt angefangen: Er ließ erst den Hausherrn vorladen, bei welchem die Weberin wohnte, diesen fragte er, ob die beyden Frauenzimmer ihre Hausmiethe ordentlich bezahlten, der Mann antwortete ja, vor acht Tagen sey aber wieder ein Quartal fällig worden, das sey noch nicht bezahlt, denn die Frau Weberin erwarte alle Tage Geld für die Arbeit auf der Post. Nun warnte ihn der Amtmann, und sagte: das Geld sey schon von einem gewissen Kreditor in Beschlag genommen, er möchte also machen, daß er zu

seiner Bezahlung kåme. Der Mann erschrack und gieng nach Hause; also fort schickte der Amtmann auf die Post, und bedeutete dem Posthalter, wenn irgend ein Paquet Geld an die Frau Weberin ankåme, es ihr nicht ausfolgen zu lassen, sondern es augenblicklich ihm zu überschicken, weil eine gewisse Forderung Sicherheit erheische, und man doch vor Gericht nicht gern Lerm machen wollte. Darauf schickte er den Amtsboten zur Frau Weberin, und ließ sie vorladen: sie kam, und nun hörte sie die Donnerworte: sie müsse erst mit 20 Gulden das Bürgerrecht gewinnen, ehe sie weiter ihr Geschäfte fortsetzen dürfte, und es sey ihr hiemit alles fernere Arbeiten schlechterdings untersagt, würde sie sich aber unterstehen, einen Stich ferner zu thun, so müßte sie gewärtig seyn, daß man sie mit ihrer Tochter zum Thore hinaus führte. Die gute Frau konnte kein Wort antworten, sie taumelte nach Hause, legte sich zu Bette, und benetzte ihr Lager mit Thrånen. Ihre Tochter erschrack, und erkundigte sich nach der Ursache, und als sie ihr Unglück erfuhr, sank sie hin auf die Knie und weinte blutige Thrånen; der Hauswirth, der sie seit einigen Tagen genau beobachtete, und noch kein Geld bekommen hatte, denn der Amtmann hatte es schon, kam nun auch als von ungefähr hinauf aufs Zimmer, und da er vermuthete, das Weinen rühre daher, weil sie erfahren hätten, daß ihr Geld in Beschlag

genommen worden, so fieng er auch mit Drohungen und Verweisen an, und versicherte, daß er, wenn er in drey Tagen sein Quartal nicht bekäme, sie nackend auf die Straße werfen würde. Dies machte nun das Elend vollkommen, beyde nahmen ihre Zuflucht zu Gott, und schrien unabläßig zum Vater der Menschen um Hülfe.

Gerade in diesen dreyen jammervollen Tagen, und zwar den zweiten des Abends, kam Theobald; er hörte die Geschichte, er fragte genau alle Umstände aus, und vernahm zugleich, daß Mutter und Tochter zwo sehr rechtschaffene fromme Personen seyen. Kaum konnte er den Morgen und die Zeit erwarten, wo er mit Anstand zu den bedrängten Frauenzimmern gehen konnte.

Er fand sie im äußersten Elende, abgehärmt da sitzen; so wie er zur Thüre hereintrat, erschraken sie, denn sie befürchteten wieder etwas Unangenehmes; die Jungfer Weberin fand er als eine äußerst angenehme Person, deren vortreflicher Karakter aus jedem Gesichtszuge hervorleuchtete, und ihre Mutter erregte tiefe Ehrfurcht in seinem empfindsamen Herzen.

Nachdem er sie freundlich gegrüßt hatte, sagte er: ich bin ein Reisender, und habe gestern Abend ihr Unglück im Wirthshanse vernommen, hier sind 8 Carolinen, ich bitte, sie als ein Geschenk, nicht von mir, sondern von unserm gemeinschaftlichen himmlichen Vater anzunehmen,

und das ohne einige Bedenklichkeit; hiemit drückte er der Frau Weberin die 8 Goldstücke in die Hand.

Wie am Abend, nach einer schweren Gewitterwolke, schwarz wie die Nacht, auf einmal die Sonne hell hervorstralt, und den betröpfelten Wald vergoldet, so heiterten sich beyde edle Gesichter auf; die Mutter umarmte ihn, und küßte ihn auf beyde Wangen; Edler Mann! sagte sie, wer Sie auch sind, ich sehe Sie an, als einen Gesandten Gottes, ein paar Elende zu retten, dafür sey er ewig gepriesen. Gern hätte ihn auch die Tochter umarmt und geküßt, aber die jungfräuliche Schaam hielt sie zurück; doch ergriff sie ihn mit beyden Händen und sagte: Mein Herr! ich schwöre Ihnen, wenn mich je Gott in den Stand setzt, Ihnen mit tausendmal so viel zu dienen, daß ichs ohne Anstand thun will.

Das kann leicht geschehen, Mademoiselle! sagte Theobald, denn er hatte seine Parthie schon genommen. Nun setzte er sich bey das würdige Paar, frühstückte mit ihnen, und lockte unvermerkt alle Haupttheile ihrer Geschichte heraus, dann reiste er wieder fort, und beym Abschiede sagte er die merkwürdigen Worte: Ueber 8 Tage wird ein Mann kommen, der Sie beyde in einen so glücklichen Zustand versetzen wird, als Sie es in diesem Leben nur verlangen können, denn die Mademoiselle soll die Braut eines

Mannes werden, der ihrer nicht ganz unwürdig ist. Dieser Antrag machte beyde roth, beyde antworteten nichts, sondern schlugen nur die Augen nieder; nun gieng Theobald wieder nach der Hauptstadt, denn er hatte für diesmal schon genug gehört. In welcher sonderbaren Erwartung die beyden Frauenzimmer die acht Tage durch waren, läßt sich leichter vorstellen, als beschreiben. Sobald als Theobald fort war, zahlten sie ihrem Hauswirth das Geld vor, welcher also befriediget wurde, und die 20 Gulden für das Bürgerrecht trugen sie auch zum Amtmann, denn dies hatte ihnen Theobald ausdrücklich empfohlen; seine Absicht dabey war, um gleich anfangs einen sichern Grund der Anklage gegen ihn zu haben.

So wie er wieder zu Hause war, kleidete er sich um, gieng zum Fürsten, und erzählte ihm die gemachte Entdeckung, und zugleich sein Vorhaben, sich mit der Jungfer Weberin zu verheurathen, wenn es Ihm Ihro Durchl. erlauben würden. Der gute Fürst billigte seine Wahl, und ernannte auf der Stelle einen Commissarius, welchen ihm Theobald vorschlug, damit nicht einer gewählt würde, der im Trüben fischen könnte, denn hier war ein höchst gerader und aufrichtiger Mann nöthig. Nach etlichen Tagen reisten also der Commissarius und Theobald zusammen nach dem Landstädtchen ab, wo der Amtmann tyrannisirte. Es ist na-

türlich, daß beyde keinem Menschen sagten, was ihr Entzweck sey.

Als beyde die Nacht im Wirthshause geschlafen hatten, so kleidete sich des Morgens Theobald seinem Stande gemäß an, und gieng zu den Weberinnen, welche in ihrem reinlichen und einfachen Anzuge da saßen und arbeiteten; man kann denken, wie ihnen beyden das Herz schlug, als sie in dem fremden Herrn ihren Wohlthäter entdeckten; die Verwirrung erlaubte ihnen nicht, vieles zu sagen, allein Theobald half ihnen bald auf den Text, denn er fieng folgendergestalt an:

„Freundinnen! (erlauben Sie mir diesen vertraulichen Titel) ich kam, und fand Sie edel „und liebenswürdig, ich erkundigte mich nach Ihrem bisherigen Leben, und hörte nichts als „Rühmliches, nichts als Früchte der erhabensten Religion; aus ihren Früchten sollt ihr sie „erkennen, dacht ich nun, und jetzt wage ichs, „Ihnen näher zu treten: ich bin der ehemalige „Hofmeister des Prinzen, und der nunmehrige „geheime Rath und Cabinetssekretär Theobald; „Frau Weberin, ich bitte Sie um einen Titel, „der mir lieber ist, als alle andre, nehmen Sie „mich für Ihren Sohn an! und Sie, Mademoiselle! — Sie bitt' ich um Ihre Hand und „Herz! —

Verwirrung, Bestürzung, Thränen, hohe Freude, Blick in Lustgefilde der Zukunft, dies

alles stürmte dergestalt auf die beyden guten Seelen los, daß sie sich nicht zu retten wußten, nur stammeln, nicht reden konnten. Theobald ruhte still und blickte vor sich nieder, endlich ermannte sich die Mutter und sagte: Herr geheimer Rath! oder Freund! ich weiß Sie nicht zu nennen — mein Kind — ist mein einziges irdisches Gut, wollen Sie so gütig seyn, und uns beyde nur eine Stunde allein lassen? Theobald erwiederte: von Herzen gerne, und stund auf. Bleiben Sie beliebigst! sagte die Tochter mit bewegtem Gemüth und glühenden Wangen, ich bitte, bleiben Sie! Theobald setzte sich wieder. Nun fuhr Amalia fort: Liebe Mama! warum sollen wir uns unter vier Augen über eine Sache besprechen, die entschieden ist? Die Mutter versetzte, nachdem du dich so erklärst, meine Tochter! hast du freilich recht.

Amalia. Ich weiß, Mama! Sie haben mir immer gesagt, ich sollte mir selbst einen Gatten wählen, Sie wollten mit meiner Wahl zufrieden seyn, jetzt wähl' ich — hier stockte ihr die Rede, und ein Bach von Thränen stürzte ihre Wangen herab, per Sympathie weinte die Mutter mit, und Theobalden selbst drungen die Thränen in die Augen. Nach einer sehr empfindsamen Minute, sagte die Frau Weberin: Freund! Sie sprechen mich um meine Tochter und um den süssen Sohns-Titel an, Sie sind uns längst als ein vortreflicher Mann

bekannt, dies war das höchste, das ich in dieser Welt wünschen konnte, habs aber nie wagen dürfen.

Theobald. Gott sey gelobt! — nun so wende ich mich auch an Sie, Mademoiselle! und bitte um Ihr ewiges Ja! — Amalia antwortete: Wenn das, was man Brautliebe nennt, zu diesem Ja nöthig wäre, so könnte ich noch zur Zeit nicht antworten, wenn aber tiefe Hochachtung, eine innige Verehrung und ein sehr geheimes ahndendes Gefühl der vollkommensten ehelichen, nicht Brautliebe, genug ist — Herr geheimer Rath! — so bin ich ewig die Ihrige. —

Theobald stutzte und besann sich; indessen giengen ihm die Augen auf, und er erblickte die glänzendreine und unschuldlose Engelsseele dieses herrlichen Mädchens in ihrem hohen Licht. Brautliebe konnte Amalia gegen den Theobald noch zur Zeit unmöglich haben, denn dazu wird ein stufenweises Verlieben erfordert, das durch Umgang und gefälliges Betragen erst nach und nach erzeugt wird; freilich verlieben sich viele plötzlich und heftig, allein das ist keine Brautliebe, sondern Instinkt. Hätte sie nun wie ein Alltagsmädchen gesprochen, so hätte sie eine Masque vorgehangen, und hätte gesagt: Ja ich liebe Sie! das that sie aber nicht, sondern mit der edelsten Aufrichtigkeit entdeckte sie die Wahrheit von dem, was sie empfand;

sie hatte Ehrfurcht für dem edlen Manne, und sein ganzes Daseyn machte einen Eindruck auf sie, der ihm wie die Morgenröthe eines ganz heitern und vortreflichen Sommertags vorkam. Wie sicher konnte er nach dieser Erklärung seyn, daß ihn Amalia nie täuschen würde? — innig gerührt schloß sie Theobald in seine Arme, vortrefliche Seele! fieng er an: nun so erwarte ich dann Ihre theure Liebe, und damit reichte er ihr seine rechte Hand, sie schlug ein, die Mutter legte die ihrige auch auf, und segnete das Band mit empfindungsvollen Thränen.

Theobald ahndete unaussprechliches Glück aus dieser Verbindung, seine Seele war Gott immer gegenwärtig, und er beugte sich innig und immerwährend in seinem innersten, aus Dank gegen die Vorsehung, die ihn so väterlich geleitet hatte.

Nun machte er ins geheim Anstalten zur ehelichen Einsegung, welche er ohne weitere Umstände noch diese Woche vornehmen wollte; er gab seiner Braut und ihrer Mutter Geld genug, damit sie sich das Nöthige anschaffen, und sich so viel als nöthig war, aus dem Staube wieder erheben konnten. Theobalds Besuch bey den Frauenzimmern hatte indessen Aufsehen gemacht, das nicht zum Besten der Jungfer Amalia wirkte, denn man glaubte, der fremde Herr habe ihrer Tugend eine Falle gestellt, allein wie ver=

wnnderte man sich, als es bekannt wurde, daß der Herr geheime Rath Theobald die Mademoiselle Weberin heurathen würde; das gieng über allen gewöhnlicheu Menschenverstand; Ey Herr Gott! — Ey Herr Jemini! — Nun das ist doch unbegreiflich! — erscholl aus aller Frau Basen Munde, und die mehresten, besonders diejenigen, die die Weberinnen am scheelsten angesehen und gedemüthiget hatten, erschienen nun in Gala und gratulirten der Jungfer Braut und zukünftigen Frau geheimen Räthin aufs demüthigste; andre brave wohlthätige Frauen aber kamen zu ihnen ohne Ceremonien, und zollten in ihrer Gegenwart dem Vater der Menschen eine Thräne des Danks. Die ersten wurden sehr gleichgültig und eben so feyerlich empfangen als sie kameu, und bey den andern leerte man das Herz aus,

Der Amtmann, der nun schon ahndete, was man mit ihm vorhatte, doch aber durch Geld, gute Worte und Freunde sich zu retten gedachte, machte den Höfling; er zog sein bestes Vordenkleid an, und wanderte zu den Frauenzimmern, denen er mit größter Höflichkeit Glück wünschte, und sich ihrer Protection empfahl. Zugleich nahm er Anlaß von seinem Verfahren gegen sie zu reden, und sich wegen demselben mit allerhand nichtigen Ausflüchten zu entschuldigen, allein man begegnete ihm eben so höflich, und Amalia beantwortete alle Bitten mit dem Gemeinspruch:

Jede gute Sache empfiehlt sich selbst. Von hier gieng er zu Theobald, der auf die nemliche Art verfuhr. Ich mag meine Leser mit Sachen nicht aufhalten, die nicht zu meinem Zweck dienen, genug, Theobald wurde getraut, der Amtmann abgesetzt, und lebenslang in ein erträgliches Gefängniß gebracht, und jener feilen Dirne wurde auf eine Zeitlang ihre Wohnung im Zuchthause angewiesen.

Das achte Hauptstück.

Theobald hatte nun durch Amalien Sannchens Lücke wieder ausgefüllt, und seine würdige Schwiegermutter lebte nach einer langen und schweren Prüfung wieder in Ehren und sehr glücklich, denn Theobald nahm sie zu sich, und betrug sich so gegen sie, als wenn er ihr sein ganzes Glück zu verdanken hätte. Gewissermassen war das auch wahr, denn in Amalien fand er alles, was man nur von der edelsten Gattin erwarten kann. Sie fieng auch wieder an aufzublühen, und sie erreifte zu einer Schönheit, die am ganzen Hofe Aufsehen machte. Indessen erschien sie sehr wenig bey öffentlichen Gelegenheiten, ausser wo es Wohlstand und Pflicht erforderten. Aber eben dies, daß man sie so selten sahe, erhitzte die Wünsche verschiedener Hof-

schranzen, welche ihr die Cour zn machen suchten, und sichs gleichsam zum Ziel setzten, diese hohe und geprüfte Tugend zu bekämpfen und zu besiegen; alle Pfeile aber prellten an Minervens Schilde ab, und Theobald genoß das hohe Vergnügen, der einzige Geliebte zu seyn, und ein Muster der Tugend zu besitzen. Sie sollte aber noch einen härtern Kampf beginnen, und in ihrer gefährlichen Laufbahn auf die höchste Probe gesetzt werden, denn der Fürst selbst fieng an, ein Auge auf sie zu werfen; seine Gemahlin war schwächlich, und er ein gesunder, starker und lebhafter Mann, daher empfand er eine Neigung gegen Amalien, die er zwar lange, aber mit viel zu schwachen Waffen zu bekämpfen suchte, so daß er endlich unterlag, und Versuche zu machen anfieng.

Die Kunstgriffe und Ueberwindungsmittel, welche der Fürst anwendete, Amaliens Tugend zu besiegen, sind aus allen Lustspielen und Romanen so bekannt, daß es mich aneckelt, selbige hier abzuschreiben; genug er versuchte alles, aber vergebens, seine Präsente bekam er allemal wieder zurück, und sie wich ihm bey jeder Gelegenheit mit einer tiefen Verbeugung aus.

Diese Sprödigkeit, wie die heutigen Männer nach der Mode die edelste der Tugenden zu nennen belieben, machte den Fürsten nur noch hitziger, so daß er zudringlich zu werden anfieng. Jetzt deuchte es Amalien Zeit zu seyn, mit ihrem Manne über die Sache Rath zu pflegen,

denn bis dahin hatte sie ihm alles sorgfältig verhehlt. Theobald erschrack von Herzen, denn er ahndete ein schweres Gewitter, welches sich über seinem Haupte zusammen ziehen könnte, indessen beyde waren in Leiden geübt, und sie machten sich zu allem gefaßt.

Der erste Schluß, welchen sie abfaßten, bestund darinnen, Amalie sollte dem Fürsten bey erster Gelegenheit, zwar mit der gehörigen Ehrerbietung, doch aber mit aller Würde der Tugend, kurz und gut ihre ganze Gesinnung sagen, würde das fruchtlos seyn, so waren beyde entschlossen, sich je eher je lieber vom Hofe zu entfernen, und sich so gut zu nähren, als sie könnten, auch lieber jedes Elend zu erdulden, als auf solche schreckliche Weise zu sündigen.

Die Gelegenheit, dem Fürsten die Wahrheit zu sagen, äußerte sich bald, Theobald wurde in Geschäften auf etliche Stunden von seiner Frau entfernt, und dieser Zeit bediente sich der Fürst Amalien seine Visite zu machen; er fand sie in ihrem Cabinet, wo er sie ganz unermuthet überraschte, mit Nähen beschäftiget; daß sie erschrack, läßt sich leicht denken, sie faßte sich aber so gut sie konnte, ohne ihre Angst merken zu lassen; jetzt bediente sich der Fürst seiner Autorität, und er fieng an sehr dreist in ungeziemenden Zumuthungen zu werden; nun deuchte es Amalien Zeit zu seyn, ihre Rechte als Mensch auch gegen Fürsten zu behaupten, sie trat daher mit Maje-

ståt vor den Fürsten hin und sagte: Ew. Durchlaucht erlauben Ihrer unterthänigsten Dienerin ein Wort zu reden.

„Sehr gerne, meine Schöne!

Durchlauchtigster Fürst! Ew. Durchlaucht können über alle meine Kräfte gebieten, alles, was Dero Dienst in billigen Dingen von mir fordert, soll mir nicht zu schwer seyn, Alles, was Ehrfurcht leisten kann, steht Ihnen zu Befehl; sobald aber von Diensten die Rede ist, die gegen höhere Pflichten streiten — Durchlauchtigster Fürst! (hier nahm sie eine furchtbar drohende Miene an) da sind Sie Mensch — und ich bins auch, und verzeihen Sie, wenn ich mich auch da aller Rechte der Menschheit bediene. Hier vor dem furchtbaren Allgegenwärtigen schwöre ich, lieber mich in meinem Blute zu wälzen, lieber alles zu dulden, als die eheliche Treue zu verletzen. Verzeihen Sie, gnädigster Herr! das ist meine unwiderrufliche Erklärung.

Wie vom Donner gerührt stand der Fürst da, und ohne ein Wort weiter zu sagen, eilte er fort.

Amalie hatte lange auf diese Rede studirt, daher floß sie ihr wie fließendes Feuer von den Lippen, so wie ein Blitz aus den Wolken auf die prächtige Thurnspitze hindonnert, und eiserne Stangen zerschmelzt.

Bald kam Theobald nach Hause, Amalie erzählte ihm was vorgefallen war, und beyde erwarteten nun fürstliche Rache; indessen diese

fiel nicht so schwer aus, der Fürst war eine Zeitlang finster gegen Theobald, allein er dachte zu edel, als daß er sich strenger hätte rächen können; zudem fand er nicht lange hernach ein lediges Frauenzimmer, welche nicht so unbezwinglich war, an welche er sich addreßirte. So wie die verbotene Neigung des Fürsten gegen die geheime Räthin verlosch, so entstand eine unbegränzte Hochachtung gegen sie, und er wußte seiner würdigen Gemahlin so viel zu ihrem Vortheil zu erzählen, daß diese aufmerksam auf sie wurde, sie oft zu sich kommen ließ, und sie endlich, ohngeachtet ihrem bürgerlichen Stande, zur vertrautesten Gesellschafterin ihrer lezten Lebenstage machte; unbeschreibliches Vergnügen genoß Amalie am Krankenbette der Theuren Dame, sie kam fast nie von ihr, und hier sah sie den Fürsten oft als Gatten und als Christ glänzen, und in diesen Tagen half sie vieles dazu beytragen, daß sein sittlicher Karakter gebessert, und die Mätresse zum unendlichen Vortheil des Fürsten und des Landes entfernt und bürgerlich versorgt wurde. Die Fürstin vermachte ihr auch in ihrem Testamente ein ansehnliches Landgut, welches in der Folge Theobalden und seiner Gattin viele heitere Tage und reines Vergnügen gewährte.

Nach dem Tode der Fürstin lebte ihr Gemahl noch etliche Jahre, aber er wurde nie wieder so heiter als vorher, er fieng an zu kränkeln, und Theobald mit seiner Amalien genossen seine Gnade immerfort, ob er ihn gleich nicht weiter

beförderte, er blieb immer was er war; indessen war er auch wohl damit zufrieden. Ueberhaupt hatte der Fürst die Eigenschaft, daß er für jedes Amt den gehörigen Mann wählte, und wenn er der Erwartung entsprach, so konnte man sich fest darauf verlassen, daß er lebenslang keinen Schritt weiter kommen würde; zuweilen traf sichs, daß der Fürst in dem Karakter eines Mannes geirret hatte, und nur in diesem Fall geschahen Promotionen.

Endlich starb dieser rechtschaffene Regent, er wurde allgemein bedauert; indessen glaubte jeder, der Erbprinz würde, noch ein bessere Fürst werden, und man betrog sich nicht. Dieser Herr verließ sich auf Theobald und Schönemann, den ersten ernannte er also fort zum wirklichen geheimen Staatsrath, mit Beybehaltung des geheimen Cabinetssiegels, und Schönemann wurde Generalsuperintendent; ohne diese beyden Männer that der neue Fürst nichts, sie machten sein Cabinet aus, und Fürst und Land fuhren sehr wohl dabey, Zudem stiftete der Fürst eine sehr gute Loge, in welche aber kein Mensch angenommen wurde, der nicht einen untadelhaften Karakter, und richtige Religionsbegriffe hatte; der Fürst war selbst Meister vom Stuhl, und Theobald und Schönemann waren Vorsteher. Was diese Loge für eine gute Wirkung that, daß läßt sich niche genug rühmen, denn alle hatten keinen andern Entzweck, als wahre Selbstvervollkommnung und ächte Glückseligkeit

der Menschen. Doch von dieser Materie kein Wort mehr.

Nun will ich noch eine Schwärmergeschichte erzählen, und damit dieses Werk beschliessen, denn diese Materie ist eigentlich der Zweck, warum ich dieses Buch geschrieben habe. Ich wollte den seligen Mittelweg zwischen Aberglauben und Unglauben zeigen, und ich glaube meine Pflicht erfüllt zu haben. Heut zu Tage ist nichts schädlicher als Schwärmerey, denn diese befördert den Unglauben ausserordentlich. Gesunde, reine, vernünftige Religionsbegriffe müssen heutiges Tages von allen Männern, die Kraft dazu fühlen, gelehrt und geprediget werden; die Offenbarung Gottes an die Menschen muß dazu die Grundlage abgeben, und dann wird Aberglaube und Unglaube schwinden, und die Wahrheit wird endlich ohne Zweifel siegen.

Als der neue Fürst etwa ein Jahr regiert hatte, und nunmehr alles in seinem ordentlichen Gleise gieng, so fieng ein gewisser Handwerksmann, Namens Stibius, an, Aufsehen zu machen; dieser Mann war ein Schneider, und wohnte zu Liebenkirchen, einem entfernten Landstädtchen des Fürstenthums. Stibius hatte bey einem Meister gelernt, der ein Separatist war, und die Wiederbringung aller Dinge, und die damit verbundene Reinigung nach dem Tode glaubte. Petersens Schriften und die Berlenburger Bibel waren seine Hauptlektüre; übrigens war er ein stiller sehr rechtschaffener äusserst liebenswürdi-

ger Mann; ich kann nie ohne Ehrfurcht an den alten Greiß denken, denn er war einer aus tausenden, auf den auch die allerkühnste Schmähsucht kein Wort zu sagen wußte, ich hab ihn sehr wohl gekannt, und mich öfters mit ihm unterredet. Der junge Stibius bildete sich ganz nach diesem Manne, und nahm auch seine Grundsätze von dem Fortschritt zur Vollkommenheit nach dem Tode, und die Wiederbringung aller Dinge an, auf sein Leben und Wandel liesse sich ebenfalls nichts sagen.

Hier muß ich doch eine sonderbare Geschichte erzählen, die sich mit dem ehrwürdigen Greis dem Meister des Stibius zutrug, als dieser bey ihm in der Lehre war; es wurde ins Geheim von dieser Sache gemurmelt, ich war begierig, hinter die Wahrheit zu kommen; ich gieng zu dem Manne, traf ihn allein, redete ihm ins Gewissen, und unter der Betheurung, bey seinem Leben nichts davon zn sagen: erzählte er folgender Gestalt:

„Ich hatte ehemals einen Gesellen, der hieß „J... er war einerley Gesinnung mit mir, und „wir liebten uns so zärtlich wie Brüder, und da „er schwächlich war; und zuweilen zu Bett liegen mußte, so behielt ich ihn bei mir. Endlich „bekam J... vollends die Auszehrung. Ich „wartete und pflegte ihm so gut ich konnte, und „wir unterredeten uns beständig von dem Leben „nach dem Tode. Endlich, als es mit ihm zu „Ende gieng, so saß ich einst vor seinem Bette;

„er war sehr munter und voller Hofnung auf die „Zukunft, und ich auch voller Zuversicht; in die„ser Seelengestalt sagte ich zu ihm: Lieber J... „ich hätte wohl eine Bitte an dich, wenn „du kannst, gewähre sie mir, erscheine „mir nach dem Tode, und erzähle mir, „wo du bist, und wie es in der andern „Welt beschaffen ist. J... drückte mir „die Hand, und antwortete: Lieber Mei„ster, wenns mir zugelassen wird, so „solls geschehen.

„Endlich starb der gute J... ganz ruhig, „ich ließ ihn begraben, und da ich Witwer bin, „und allein schlief, so saß ich alle Abende eine „Zeitlang im Finstern auf meinem Bett, und „wartete ganz ruhig und ohne Furcht, ob mir „J... nicht erscheinen würde? es vergiengen et„liche Wochen, und ich sah und hörte nichts; end„lich verzweifelte ich an der Erscheinung, und „ich dachte gar nicht mehr daran. Ungefähr nach „sechs bis acht Wochen gieng ich einst etwas „spät schlafen, ich saß eine Weile im Bette und „kratzte mich an den Füssen, ohne im geringsten „etwas anders zn denken, als daß die Schärfe, „die ich in der Brust hatte, nunmehr in die Füße „ziehen würde, indem ich am erstern Ort Er„leichterung spürte, und mich letztere sehr juckten. „Ein kleiner Schimmer von der rechten Seite von „der Wand her, machte mich aufmerksam, ich „sah hin, und fand, daß ein weißlichter Nebel „von Menschenlänge da stand, der sich in einer

„halben Minute zu einer ordentlichen Menschen„gestalt formte; jetzt fieng ich an zu glauben, daß „es mein seliger J... seyn müsse; ich empfand „nicht die geringste Furcht bey mir, freudig fieng „ich an: bist du da, J...? die Gestalt ant„wortete mir sehr deutlich: Ja! voller schauerli„chem Vergnügen fragte ich weiter: wie gehts „dir und wie ist dein Aufenthalt be„schaffen? der Geist antwortete mir ganz ver„nehmlich, doch mit einer dumpfen Stimme: „mir ist sehr ruhig wohl, aber ich ge„nieße das Anschauen Gottes noch „nicht, und dies macht mich etwas „schwermüthig, denn ich bin noch „nicht vor Gericht gewesen. Ich be„finde mich in einer sehr großen weit„läuftigen Gegend, wo eine Dämme„rung ist, weder Tag noch Nacht; ge„gen Morgen ist das Licht durch ein „grosses Gewölke verschlossen. Ich „bat ferner, er möchte mir doch noch einmal er„scheinen, wenn es ihm erlaubt wäre, und wann „sein Zustand verändert würde, darnach verschwand „er, und ich sah ihn nicht mehr. Diese Erschei„nung machte mir vieles Nachdenken; ich harrte „wieder etliche Wochen, ohne etwas zu sehen, „und ich verzweifelte wieder, daß er erscheinen „würde, doch ich irre mich, denn gegen 10 Uhr „erschien die Gestalt abermal, an dem nemlichen „Orte, aber weit anders; als vorher, sie sah „heller, und ich muß sagen, fürchterlich aus,

„so daß mir angst und bang wurde; doch wagte „ich es und fragte: wie ihm zu Muth sey? „drohend antwortete er mir, und sagte: Wenn „es Gottes Wille wäre, daß die Men„schen den Zustand jenes Lebens wis„sen sollten, so würde er es gewiß of„fenbaret haben; begnügt euch mit „dem Glauben, bis ihr zum Schauen „gelangen werdet. Während dieser Rede „wurde die Gestalt so drohend, daß mir der Angst„schweiß ausbrach, und sie verschwand.“

Daß der Greis überzeugt war, er habe das alles gesehen und gehört, daran darf niemand zweifeln, ich meines Orts bin in solchen Fällen Zweifler, aber nicht Läugner, ich lasse alles an seinem Orte stehen, und urtheile nie. Diejenigen, die so über etwas lachen, beweisen, daß sie weder der geoffenbarten noch geheimen Natur bis in die ersten Getriebe gesehen haben, und die alles glauben, was sie hören und sehen, sind abergläubisch, und hier gilt das Motto dieses meines Werks, der Weise geht immer den Mittelweg, und vermeidet die äußersten Gränzen.

Stibius hatte alle Grundsätze seines Meisters eingesogen, aber nicht seine Mäßigung gelernt; die vortreflichen Sitten des Alten waren nicht der Gegenstand seiner Nachahmung, sondern nur seine paradoxen Meinungen, und dies ist der Fall der mehresten Nachbeter. Der Alte starb, Stibius heurathete, setzte sich, wurde Meister, las allerhand schwärmerische Schriften, und besonders

Dippels Werke, und da er den Zweck nicht hatte, sich selbst zu vervollkommnen, sondern nur durch Wissen sich aufzublähen, so kam er bald auf die Stufe, auf welcher grössere Männer als er, sogenannte Erzketzer geworden sind.

Durch vieles Lesen und Erhitzung der Einbildungskraft hatte er sich eine Geschicklichkeit erworben, mit vielem Nachdruck, und für den gemeinen Mann, der zum Prüfen ungeschickt ist, sehr übertäubend zu reden; seine Zuhörer wurden hingerissen und ganz in den Geist der Schwärmerey versetzt. Anfänglich war in der ganzen Sache nichts unsittliches, seine Anhänger vermehrten sich sehr, und waren stille und ordentliche Leute, allmälig aber giengs weiter; seine Grundsätze waren eigentlich folgende:

1. Der Mensch ist völlig frey, er kann ungehindert wirken, und thun was er will, er ist, so weit er reichen kann, Herr in der Schöpfung.
2. Der Mensch ist zur Glückseligkeit bestimmt, je glücklicher er sich machen kann, desto mehr erfüllt er seine Bestimmung.
3. Die Befriedigung der sinnlichen Begierden vergnügt den Menschen, sie macht ihn glücklich, sie gehört also auch zu seiner Glückseligkeit, und er hat das Recht dazu.
4. Indem der Mensch seine sinnlichen Lüste befriedigt, welches eigentlich seine Bestimmung in dieser Welt ist, versäumt er die Vervollkommnung seines Geistes, durch welche er

noch höhere Vergnügen genießen würde, diese sind für jene Welt bestimmt. Nach dem Tode muß also der Mensch noch viele Reinigungen durchgehen, bis er zu jenen hohen Geistesvergnügen, oder zur ewigen Seligkeit kommt.

5. Es gibt keine eigentliche Verdammnis oder sogenannte Hölle, oder Strafen, sondern alles, was die heilige Schrift so nennt, sind bloße Reinigungsmittel, die den Menschen zum erhabenen Genuß der Geistesvergnügen immer fähiger machen.

6. Christus ist der Seligmacher: durch seinen Geist führt er den ganzen Reinigungsprozeß in Zeit und Ewigkeit aus u. s. w.

Ein jeder Vernünftiger sieht leicht ein, daß in diesem ganzen Lehrbegriff eigentlich nur ein einziger Punkt schädlich ist, nemlich: die Erlaubniß, die sinnliche Lüste nach Wunsch befriedigen zu dürfen; diese Lehre ist abscheulich, und aller Sittlichkeit zuwider, und nur allein dieser machte die Stibianer, wie man leicht denken kann, unglücklich.

Im Anfang gieng alles ordentlich zu, nur etliche Familien zu Liebenkirchen versammleten sich bey dem Stibius, und ließen sich von ihm unterrichten; allein eben die fleischliche Freiheit, welche er unter der Hand einflößte, und welche die allerangenehmste Lockspeise war, die ein Sektenstifter nur an seine Angel thun kann, machte, daß sich diese Sekte bald durchs ganze

Land ausbreitete, und zwar um so viel geschwinder und gefährlicher, als es ein Grundsatz dieser Leute war, in allen ihren Begriffen geheim zu seyn, niemand wurde zu ihren geheimen Zusammenknüften gelassen, bis sie von seinem völligen Beyfall gänzlich überzeugt waren.

Nach nnd nach äußerten sich die gefährlichen Folgen dieser bösen Lehre, denn da man jede Lust zu befriedigen für Pflicht hielt, so blieb man nicht mehr bey dem Genuß seines Eigenthums, und dies war sehr natürlich; die unersättlichen Begierden der Seele gehen ins unendliche, und haben bald in dem engen Bezirk der eigenen Besitzthümer aufgeräumt, der Bauer muß alsdann eben so gut auf Eroberungen ausgehen, als der König. Die Geistlichen bemerkten zu allererst die Unordnungen uuter dem Volke, sie forschten nach, und hörten nun, daß unter den Stiblanern *) und besonders in ihren Versammlungen, greuliche Dinge vorgehen sollten. Viele begnügten sich damit, daß sie von den Kanzeln herunter auf die Stibianer losdonnerten, und das war auch wirklich das leichteste, das sie thun konnten, wie wenig das aber fruchtet, besonders bey dergleichen Leuten, das hat von jeher die Erfah-

*) Daß der Rädelsführer in der That nicht Stibius geheissen habe, und daß also auch das Wort Stibianer der rechte Name nicht sey, versteht sich, ich darf noch zur Zeit denselben nicht entdecken.

rnng gelehrt, und sie lehrt es noch täglich. Andre ließen sich durch ihre Weiber referiren, was in ihren Gemeinden vorgieng; die Weiber empfiengen ihre Nachrichten von jenen Ohrenbläserinnen, welche umherstreichen, und Neuigkeiten ausspähen, um zuweilen mit der Frau Pfarrerin eine gute Tasse Caffe ausschlürfen zu können; wie viel da die Wahrheit leidet, ist bekannt. Wenn nun solche übel unterrichtete Männer entweder auf der Kanzel, oder bey sonstigen Gelegenheiten schiefe Urtheile fällen, wie dies nicht anders möglich ist, so verderben sie mehr, als sie nutzen, denn weil sich niemand recht getroffen findet, so wird er auch nicht erlegt.

Einer aber unter den Predigern ergriff das rechte Mittel; er war ein eifriger Mann, und der auch zugleich die wahre Klugheit besaß, solche Sachen zu behandeln, wie sie behandelt werden müssen; er besuchte die Leute in ihren Häusern, und forschte ihre Grundsätze aus; diese entdeckte er vollkommen, die Handlungen aber, die sie in ihren Versammlungen trieben, brachte er freilich durch Locken nicht heraus. Endlich versuchte er einen braven rechtschaffenen Mann, der auch unter die Stibianer gerathen war, zu überzeugen, und ihn wieder auf den rechten Weg zu bringen, und dies gelang ihm; der Mann fieng endlich an zu weinen und zu beklagen, wie sehr er verführet worden, und nun gestund er die greulichsten Dinge, z. B. wie sie die Gemeinschaft der Weiber einzuführen suchten, und daß wirklich

einige im Ehebruch lebten; daß sich verschiedene zu Raub und Mord verbunden hätten, und nächstens unter der Anführuug eines gewissen Mannes nächtliche Einbrüche bey solchen Männern die ihnen vorzüglich zuwider seyen, wagen würden, daß sie ihre Versammlungen alle des Nachts hielten, in Kellern zusammen kämen, und sich dort mit Beschwörungen, Geister zitiren und Schatzgraben beschäftigten, und was dergleichen Greuel mehr waren. Durch diesen Mann erfuhr auch der brave Geistliche, daß die Sekte schon weit und breit um sich gegriffen habe, und über tausend Familien in und außerhalb Landes ins geheim treue Anhänger derselben seyen.

Der ganze Grund dieser ungeheuern Ausschweifungen lag in der falschen Anwendung des Begrifs von der Wiederbringung aller Dinge; der gemeine unaufgeklärte Menschenverstand schloß folgender Gestalt: Wenns einmal gewiß ist, daß alle Menschen selig werden, so mag ich leben wie ich will, ich komme doch endlich zu der allgemeinen Bestimmung des Menschen zur Glückseligkeit; ferner: Wenn ich mir hier den Genuß der zeitlichen Güter entziehe, so verlier ich ihn auf ewig, und das ist ja wahrer Verlust; indem mir doch der ewige Genuß in jener Welt nicht entgeht, ob er gleich etwas verzögert wird. Schreckliche Folgen! die alle Moralität zu Grunde richten! — wie sehr beweist diese Erfahrung daß man keine Lehrsätze von der Art, auch dann, wann sie wirklich Wahrscheinlichkeit für sich haben, so unreif unter

das Volk bringen müsse, und wie wichtig die Lehre der Religion von Belohnungen und Strafen nach diesem Leben sey.

Der Mann, welcher dem Geistlichen alle diese Dinge entdeckte, bat sehr, ihn nicht zu verrathen, weil er sonst gewiß ums Leben kommen würde, der Prediger versprach diß, berichtete aber die ganze Sache in ihrer wahren Gestalt ans Ministerium, und nun kam sie ins Cabinet, denn Schönemann legte sie dem Fürsten vor. Jedermann zitterte für dieser abscheulichen Sekte, und der Fürst übertrug die Commission, diese Sache zu untersuchen, dem geheimen Staatsrath Theobald, und dem Generalsuperintendenten Schönemann; beyde hielten nun Rath, wie dies Uebel am besten zu entdecken, und wie ihm am gewissesten zu steuern sey; alles aber, was sie beschlossen, wurde sehr geheim gehalten, und dies war auch sehr nöthig, denn in solchen, wie in allen Dingen, die von Wichtigkeit sind, schläft der Verräther nie.

Zu allererst wurde ein Commando Soldaten von 50 Mann beordert, nach Liebenkirchen zu marschieren, und dort weitere Befehle zu erwarten; dann reisten die beyden Comissarien in aller Stille auch dahin ab; die Soldaten wurden dort in alle Wirthshäuser vertheilt, und der commandirende Offizier, dem man den ganzen Plan anvertraut hatte, quartirte sich bey die Commissarien ein.

Das erste, was vorgenommen wurde, war ein unverdächtiges Gespräch mit dem Rädelsführer Stibius; Theobald übernahm dis Geschäfte darum, weil Schönemanns Ansehen als Geistlicher, Verdacht hätte erwecken können, Theobald aber, als ein Weltlicher, konnte eher seine Absichten verstecken. Die Einrichtung wurde folgendergestalt getroffen: Theobald begab sich in ein Zimmer, neben welchem ein Cabinet war, in dem man alles hören konnte, was im Zimmer gesprochen wurde; in diesem hielt sich Schönemann nebst einem Sekretär auf, um alles, was vorgieng, zu Protokoll bringen zu können. Als nun alles in Ordnung war, so ließ Theobald deu Schneider Stibius rufen, und zwar mit dem Bedeuten, es sey ein fremder Reisender da, der ihn gerne sprechen möchte; Stibius kam augenblicklich, denn in solchen Fällen trieb ihn sein schwärmerischer Geist, in der Hofnung, Proselyten zu machen. Theobald hatte sich mit Vorbedacht simpel angezogen, denn er wußte, daß prächtige Kleider allemal den gemeinen Mann abschrecken, vertraulich zu seyn, Stibius sah ihn daher für einen gemeinen Reisenden, für einen Kaufmann oder so etwas an, zudem war er kühn, er nahm also ohne weitere Umstände einen Stuhl und setzte sich zu Theobald hin. Dieser freute sich, daß ihn Stibius nicht kannte, denn dies würde sein Vorhaben ohne Zweifel erschwert haben, er

betrug sich also auch vertraulich, und hieß den Stibius seinen Hut aufsetzen, welches dieser auch ohne Weigerung that.

Nun fieng Theobald an: Meister Stibius, ich habe gehört, daß Sie und eine gewisse Anzahl Freunde von den gemeinen Grundsätzen der Religion in gewissen Stücken abweichen, und besonders eine Reinigung nach dem Tode, und die Wiederbringung aller Dinge glauben, nun war ich auch ehemals ein Anhänger von dieser Meinung, nach und nach hab ich aber einen und andern Scrupel gefunden, über welche ich gern mit Ihnen reden mochte, können Sie mich überzeugen, so ists mir lieb, denn diese Lehre hat in der That viel tröstliches.

Stibius. Es ist mir lieb, mein Herr! daß Sie Zutrauen in mich setzen, ich will Ihnen gern alle unsre Gründe sagen, und ich hoffe zu Gott, Sie werden dadurch überzeugt werden,

Theobald. Wir wollen einmal sehen, wie weit wir kommen: Alle Sprüche der heiligen Schrift, welche für die Wiederbringung angeführt werden, weiß ich, und eben so gut diejenigen Stellen, die sie widerlegen sollen, damit wollen wir uns also nicht aufhalten; es kommt hier nur alles auf die Folgen an, welche eine solche Lehre in diesem Leben haben kann, denn das werden

Sie mir doch zugeben, daß eine Lehre, welche den Menschen nicht fromm, nicht tugendhaft, nicht gesittet macht, kurz, die der wahren Frömmigkeit zuwider läuft, unmöglich gut, und der Religion angemessen seyn kann.

Stib. Das hat seine vollkommene Richtigkeit, und wir glauben, daß eben die Lehre von der Regierung nach dem Tode, und von der Wiederbringung, ein Mittel zur Frömmigkeit ist.

Theobald. Eben das kann ich nicht einsehen. Zuerst aber, damit wir nicht leeres Zeug reden, möchte ich gern wissen, was Sie unter Frömmigkeit und Gottesfurcht verstehen.

Stib. Ey! wenn man nicht sündigt, und sich in allen christlichen Tugenden übt.

Theobald. Was wennen Sie Sünde?

Stib. Wenn man die Gebote Gottes nicht hält, und wenn man sie hält, so ist das christliche Tugend.

Theobald. Ganz recht! allein der Gebote Gottes sind gar viel; mir dünkt aber, man könne sie alle unter die Liebe Gottes und des Nächsten begreifen.

Stib. Das ist gewiß, Gott lieben und den Nächsten, ist die Summe aller Gebote Gottes.

Theobald. Was haben Sie aber für einen Begriff von der Liebe Gottes? wie liebt man ihn?

Stib. Wenn man alle seine Wohlthaten, geistliche und leibliche überdenkt, und besonders auch diejenigen, daß er alle Menschen, böse und gute, noch dereinst nach diesem Leben glücklich machen will, so ersinkt man für Demuth und Liebe für diesem großen und guten Gott; glaubt man aber, daß er wegen der Uebelthaten kurzer Jahre, seine Menschen eine unendliche Ewigkeit durch, mit den grausamsten Plagen martern werde, so kann man Gott nicht lieben, im Gegentheil muß man ein Wesen hassen, das Menschen zu einem solchen erschrecklichen Unglück erschaffen hat, denn Er wußte ja vorher, daß sie gottlos leben würden, und doch schuf Er sie.

Theobald. Dieser Gedanke ist richtig, niemand kann mit Grund etwas dagegen einwenden. Aber ich habe noch einiges dabey zu erinnern, erstlich: diese Liebe zu Gott, welche durch die Betrachtung seiner Güte und Barmherzigkeit entsteht, muß sich auch in guten Werken äußern; denn Gott ist mit dieser Liebe nicht gedient, Er bedarf ihrer gar nicht; wenn wir weiter nichts thun, so sind wir unnütze Knechte.

Stib. Das ist natürlich, die Liebe Gottes führt nun auch dazu, daß wir unsern Nebenmenschen lieben.

Theobald. Dies ist einer von den Hauptpunkten, worüber ich gern mit Ihnen reden wollte: Wie glaubt ihr, daß sich die Liebe des Nächsten äußern müsse?

Stib. Ey das ist leicht zu begreifen: wenn man seinen Nebenmenschen, besonders den Nothleidenden hilft, und wenn man überhaupt seinen Nächsten Vergnügen macht.

Theobald. Aber das Vergnügen sowohl als das Helfen kann auf mancherley Art geschehen. Vielerley Vergnügen sind schädlich, und führen zum Unglück, und manchmal hilft man auch wohl jemand zu seinem Schaden.

Stib. Das wüßt ich nicht; Gott hat ja den Menschen zum Genuß des Vergnügen erschaffen, wofür haben wir Geruch, Geschmack, Gefühl, Gehör und Gesicht, als daß wir damit genießen sollen?

Theobald. Glauben Sie denn, daß der Mensch alles schlechterdings so lange genießen dürfe, als er kann, ohne seine Begierden im Zaum zu halten?

Stib. Doch wohl mit einiger Einschränkung, so daß man am Genießen bleiben kann, ohne seiner Gesundheit zu schaden.

Theobald. Wissen Sie aber auch, daß die Begierden des Menschen unendlich sind, und daß man mit dem Vergnügen machen nie fertig wird, wenn man diese Lehre annimmt? — Sehen Sie auch wohl ein, daß dann keine menschliche Gesellschaft bestehen kann, indem der Mächtigere alsdann alles an sich reissen wird; weil die ganze Erde mit allem was sie hat, bey weitem

nicht hinlänglich ist, die Begierden eines Menschen der keine Schranken kennt, zu sättigen, und weil alsdann die ganze Menschheit zu Grude gehen müßte?

Stib. Eben darum ist das Verderben der Menschen so groß, sie sollten sich alle in diese Erdengüter zu gleichen Theilen theilen, einer sollte so viel besitzen wie der andere, weil im Grunde alle gleiches Recht dazu haben.

Theobald. Gut! wir wollen das einmal annehmen; da das aber nicht seyn kann, und jene Ordnung nicht eingeführt ist, wie soll sich da der Christ, der rechtschaffene Mann betragen?

Stib. Er soll genießen so viel er kann.

Theobald. Meister Stibius! Ihrer Meinung bin ich nicht; genießen so viel man kann, und das verbunden mit dem Grundsatz, alle Menschen hätten gleiches Recht zu den Gütern dieser Welt, mir deucht, das sey keine gute Lehre; z. B. Wenn nun ein ärmerer als Sie, so dächte, und beraubte Sie, theilte mit Ihnen wider Ihren Willen, oder wenn ein Mächtigerer, etwa der Landsherr sagte: ich will genießen, so viel ich kann, und nähm Ihnen das Ihrige, wären Sie wohl damit zufrieden?

Stib. Nein, in beyden Fällen nicht.

Theobald. Nun wenn Sie es nicht zufrieden sind, so sind ja auch Ihre Grundsätze un

richtig, denn was Ihnen recht ist, das ist ja auch einem andern recht.

Stib. (lächelte) Mein Herr! jeder sucht zu genießen, so viel ihm die Vorsehung Gelegenheit dazu giebt, jeder thut sein Bestes; freilich ohne seinem Nebenmenschen zu schaden.

Theobald mußte hier seinen Eifer mächtig zurück halten, denn er wollte gern noch weiter in ihn dringen, und ihn ausforschen, er fuhr also fort und sagte: nehmen Sie mir nicht übel, ich findt doch viel gefährliches in dieser Lehre, und ich glaube, wenn die Wiederbringung aller Dinge dazu führt, daß sie alsdann eine schädliche Meinung sey. Die Befriedigung der sinnlichen Begierden, mehr als die Erhaltung, Stärkung und Erhöhung der Leibes- und Seelenkräfte erfordern, hat lauter erschreckliche Folgen, und das will ich Ihnen beweisen:

1) Wenn der Mensch seine sinnlichen Begierden zu befriedigen für seine Bestimmung hält, so geht er immer weiter, er greift um sich so weit er kann, drückt den Schwächern, und am Ende erreicht er doch seinen Zweck nie. Die Befriedigung aller sinnlichen Begierden kann also seine Bestimmung nicht seyn, sonst könnte die Welt nicht bestehen, man braucht ja nur zwey Augen, um das zu sehen. Sie sagen, die Glücksgüter sollten unter die Menschen gleich vertheilt seyn, aher Sie bedenken nicht, daß dann auch alle Men-

schen sich vollkommen gleich an Kräften seyn müßten, denn wenn das nicht ist, so wird der Stärkere immer wieder dem Schwächern das Seinige entreissen, einer wird mit Recht mehr erwerben als der andere, und also auch mit Recht mehr besitzen, so wie es auch wirklich in der Welt beschaffen ist. Die obrigkeitliche Gewalt ist nun dafür da, jeden bey seinem Eigenthum zu schützen, und jeder andre fällt mit Recht in ihre Strafe, der weiter geht, als sein Eigenthum reicht. Sehen Sie, warum hier schon die Pflicht des rechtschaffenen Mannes erfordert, daß er seine Begierden im Zaume halte. Haben Sie gegen diese Sätze etwas einzuwenden?

Stibius machte es wie alle Schwärmer, welche ihre Empfindungen für die Richtschnur ihrer Handlungen halten, er suchte auszuweichen, und erklärte alles, was Theobald sagte, für Vernünfteleyen. Dieser fuhr fort und sagte:

2) Haben Sie nicht oft bemerkt, daß die Befriedigung der sinnlichen Lüste allemal eine Traurigkeit hinterläßt? — sobald der Genuß vorbey ist, so ist das Vergnügen verschwunden; die größten Wollüstlinge haben am mehresten zu leiden.

Stib. Ja, das ist wahr, darum muß man auch suchen, ununterbrochen am Geniessen zu bleiben.

Theobald mußte sich mit Gewalt halten, um den abscheulichen Menschen nicht zu mishandeln; mit Gelassenheit fuhr er fort:

Das ist ja unmöglich, ohne ein wütendes Ungeheuer in der Welt zu werden.

3) Müssen Sie nicht gestehen, daß es doch eigentlich nur die Seele ist, welche auch bey den fleischlichsten Vergnügen geniest.

Stib. Das ist gewiß.

Theobald. Nach Ihren eigenen Grundsätzen ist doch der Mensch schuldig, immer mehr und mehr nach dem Vergnügen zu streben, das am größten ist?

Stib. Allerdings.

Theobald. Nun merken Sie wohl, es giebt Seelengüter, unendliche Güter, die jeder Mensch in unendlicher Fülle hier in der Zeit bis in alle Ewigkeit fort geniessen kann, deren Genuß mittheilbar ist, je mehr ich andern mittheile, je mehr genieß ich selbst, und die mich weiter nichts kosten, als sie mit meinen Kräften, ohne weitere Auslage und Aufwand, zu erwerben, und diese Güter sind Tugend und Gottseligkeit.

Stib. Indessen führen diese Leute, die darnach ringen, ein elendes Leben, Kreuz und Trübsal verfolgt sie allenthalben.

Theobald. Müssen Sie nicht oft viele Mühe und Sorge anwenden, um zeitliche Güter zu gewinnen? Eben so machen den Menschen diese Leiden zum Genuß jener wahren Güter immer geschickter. Und dann empfindet der Christ auch im Leiden sehr oft einen innern Genuß, der ihm weit angenehmer ist, als alle rauschende Vergnügen in der Welt.

Stib. Ich möchte den Versuch nicht machen; besser ists hier genießen, was man kann, und dort auch.

Theobald. Sie nehmen ja eine Reinigung nach dem Tode an, wovon wollen Sie dann gereiniget werden?

Stib. Von meinen Unreinigkeiten,

Thobald. Was heissen Sie Unreinigkeit?

Stib. Sünde ist Unreinigkeit.

Theobald. Sünde ist Gottes Gebot übertreten, und Gottes Gebot übertreten, heist das Gesetz der Natur nicht halten, und dies befiehlt, andern Leuten das nicht zu thun, was man von ihnen nicht gethan haben will; jetzt machen Sie sich die Rechnung selbst; so viel Vergnügen zu genießen als man kann, ist wider das Recht der Natur, weil es andre am Genuß hindert; je mehr Sie also Ihren Grundsätzen folgen, desto mehr sündigen Sie, desto strenger ist die Reinigung nach dem Tode; und nun ist die Frage,

ob die Reinigung hier nicht viel leichter und bequemer ist, als wenn sie dort geschehen muß?

Stib. Ich kann mit Ihnen nicht disputiren, denn Sie können nicht alles fassen und ertragen, was ich Ihnen noch sagen könnte.

Theobald. Ob ichs fassen könnte, daran zweifle ich nicht, aber das Ertragen hat mehr zu sagen.

Nun noch eins: Nehmen Sie auch die Bibel zur Richtschnur Ihres Lebens an?

Stib. Allerdings.

Theobald. Diese lehrt aber auf allen Blättern die zeitlichen Gütern mäßig genießen, und sein Augenmerk anf die zukünftigen richten. Die Wiederbringung läßt sie zweifelhaft, aber ihre Moral nicht; jetzt urtheilen Sie selbst, was der Mensch, der Christ thun soll?

Stib. Ja die Bibel leidet eben vielerley Erklärungen.

Theobald. Aber keine andre, als die ganz natürlich im Wortverstande liegt. Doch genug, ich merke wohl, wir werden über unsre Glaubensartikel nicht einig. Nun hab ich noch einen Antrag an Sie.

Stib. Wo ich Ihnen dienen kann, da thue ichs von Herzen gerne.

Theobald. Das soll mich freuen, und wir beyde werden etwas sehr Gutes stiften, wenn

Sie mir folgen. Sehen Sie hier meine Vollmacht! damit zog er ein Papier aus dem Sack, und las ihm vor, daß er mit dem Generalsuperintendenten abgeschickt sey, die Stibianische Sekte zu untersuchen, und nach Befinden zu verfahren. Nun fuhr er fort: jetzt Meister Stibius! jetzt rath ich Euch, schlechterdings frey und ungezwungen alles zu bekennen, was in Euren Versammlungen vorgeht, oder gewärtig zu seyn, daß man nach aller Strenge mit Euch verfährt. Darauf stampfte Theobald mit dem Fuß, und Schönemann nebst dem Sekretär, und kurz darauf zween Soldaten nebst dem Offizier traten zu verschiedenen Thüren herein. Stibius erschrak auf den Tod und zitterte wie ein Espenlaub; in dieser Ueberraschung setzten sich die Commissarien, und fragten nun den armen Sünder über alle Punkte ab, wozu ihnen der Bericht jenes Pfarrers Veranlassung gegeben hatte. Der arme Schelm gestund alles, und sie erfuhren greuliche Dinge, mehr als sie nur von ferne hätten ahnden dürfen. Auch mußte er ihnen alle seine Anhänger mit Namen anzeigen und wo sie wohnten, augenblicklich wurde dem Amtmann aufgetragen, auf der Stelle noch in dieser Nacht an alle Beamten Couriere mit den Listen der Stibianer abzuschicken, und alle zu arretiren, noch ehe sie etwas von dem Vorgange zu Liebenkirchen erführen. Zugleich wurden alsofort alle die zu Liebenkirchen wohnten, eingezogen, und sogleich verhört.

Der Erfolg von dieser raschen Behandlung war der, daß man im ersten Schrecken alles erfuhr, und also nach Recht und Gerechtigkeit verfahren konnte. Stibius und seine Helfershelfer wurden auf lange Zeit mit Zuchthausstrafe belegt, und die andern nach Befinden gestraft, alle aber bis auf vollkommene Besserung excommunizirt.

So dämpfte man diese greuliche Sekte gleichsam in der Brut; indessen schlugen sich doch Banden zusammen, welche noch bis vor einigen Jahren grossen Unfug in den Niederlanden getrieben haben, und deren Ende der Galgen war. Ihre ganze Sache war ein wunderbares Gemische von Fanatismus, Raserey, Raubsucht, Mord und Frevel; und ich glaube fast, daß es graßirende Selenkrankheiten giebt, so gut wie körperliche.

Da mein Zweck mit Theobalds Geschichte nicht weiter geht, als in so fern sie in Absicht auf Schwärmerey und Unglauben oder Aberglauben lehrreich seyn kann, von nun an aber dergleichen Vorfälle in derselben nicht mehr vorkommen, so beschließ ich hier dieses Werk mit dem herzlichsten Wunsch, daß doch die so warmen und verehrungswürdigen Freunde Gottes und der christlichen Religion, durch so viele schreckliche Beyspiele sich möchten warnen lassen, nichts besonders, nichts anszeichnendes zu beginnen, als nur, daß sie in der Stille an ihrer eigenen und anderer

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Jung-Stilling, Johann Heinrich, 1740-1817

Theobald oder die Schwärmer eine wahre Geschichte

Bd.: 2

Frankfurt, Leipzig (1802)

P.o.germ. 1994 v-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10128621-0